



Japan in Berlin

Eine Wanderung durch die Japanische Ausstellung in Berlin. Mit Originalzeichnungen von R. Knöfel.



dort draußen im Norden Berlins, wo sich im Angesicht des monumentalen Moabiter Justizpalastes heute der mächtige städtische Ausstellungspark ausbreitet, nur eine wüste öde Fläche, die den Kindern der Bewohner angrenzender Straßen zum Spielplatz oder der so bequemen Nähe des alten Packhofs wegen zur Lagerstätte für Holz, Steine und andere Baumaterialien diente. Mit einem Schlage wurde das anders. In den Reihen hervorragender Männer aller Kreise, an ihrer Spitze die Kaiserin Augusta, tauchte das Projekt einer „Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen“ auf und der Blick fiel auf das geräumige städtische Terrain, welches dort draußen brach und ungenützt dalag. Unter der Hand kunstgewandter Gärtner verwandelte sich nunmehr die wüste Fläche alsbald in einen grünen, anmutigen Park. Wege und Beete entstanden, kleine Seen mit überbrückten Kanälen durchschnitten das Terrain, und nach mühevoller, monatelanger Arbeit war das letzte Restchen aus früheren Zeiten getilgt. Durch rastlosen Eifer gefördert, entstand die Hygiene-Ausstellung. Aber ein widriges Geschick stand ihr entgegen. Eine Feuersbrunst zerstörte das fast vollendete Werk, und es bedurfte der ganzen aufopfernden Teilnahme der hohen Protektorin und des Deutschen Kronprinzen, daß man an den Wiederaufbau der Arbeit ging. Das jetzt mitten im Park aufragende, durchaus massive, in seinen wesentlichsten Bestandteilen aus Eisen konstruierte Ausstellungsgebäude war die eine, der glänzende Verlauf der Ausstellung selbst die andere Frucht dieser ernennten Bemühungen. Die glänzenden Resultate, welche dieses humanitäre Unternehmen gezeitigt, sind bekannt. Von allen Seiten mit den wertvollsten Gegenständen ausgerüstet, wurde die Ausstellung eine wahre Fundgrube des Studiums und der Belehrung für die ärztlichen und alle dieser Kunst verwandten Kreise, deren Angehörige aus allen Teilen Deutschlands in Scharen herbeigeeilt kamen.

Die Ausstellung war vorüber und von allen Seiten machten sich Stimmen geltend, daß der Park in seiner Gestalt auch für fernere Zeiten der Allgemeinheit erhalten bleiben und für neue Ausstellungsunternehmungen reserviert werden solle. In dem nämlichen Augenblick, da die Berliner Stadtverordnetenversammlung diesen Vorschlag zum Beschluß erhob, fand sich in

dem Besitzer des Café Bauer, Unter den Linden, ein Mann, der Mut und Unternehmungsgeist genug befaß, den mächtigen Park mit seinen reizenden Anlagen und den vielen geschmackvollen Kiosks und Häuschen, die von der „Hygiene“ geliebt waren, auf fünf Jahre gegen eine feste Summe zu pachten und den Berlinern ein dem vornehmen Vergnügen und der Unterhaltung geweihtes großartiges Sommeretablisement zu eröffnen. In Scharen zieht seitdem allabendlich das elegante Berlin und was es sonst wohl an Fremden besitzt nach dem Ausstellungspark, um auf seinen elektrisch beleuchteten Wegen bei den Klängen der Musikkapellen zu luftwandeln und die frische, wohlthuende Parkluft einzusatmen. In diesem Sommer aber trat ein neuer Anziehungspunkt hinzu: Die japanische Ausstellung.

Es war zweifellos ein origineller Gedanke, den der japanische Unternehmer Tannacker Buhrosan zur Ausführung brachte, als er eine Schar seiner intelligenten Landsleute zur Überfahrt nach Europa warb, auf daß man in den Großmächtsstaaten des fernen Westens aus eigener Anschauung erkenne, welcher Art die Kultur sei, die dort im Inselreiche des Ostens seit Jahrhunderten gedeihe und wunderbare Früchte zeitige, so wunderbare, daß man wie in ein lebendig gewordenes Märchen zu blicken glaubt, wenn man das nunmehr vor uns erstandene Japanertum betrachtet. Männer der verschiedensten Kunstgattungen, vom Seidenflicker und Blumenmacher bis zum leichtgliedrigen Akrobaten und tänzelnden Jongleur, Männlein und Weiblein und Kinderchen sind dem Rufe des Europafahrers gefolgt und bilden seit Monaten, zuerst in England und nun in Deutschland, eine der eigentümlichsten Kolonien, die der Wanderrtrieb je erzeugt hat, eine fliegende Ausstellungs-Kolonie.

Man erzählt sich in eingeweihten Kreisen, daß die japanische Regierung und ihre Vertreter in Europa dem eigenartigen Projekt, das Japanertum mit all' dem Interessanten und Absonderlichen bei uns spazieren zu führen, nicht so geneigt seien, als man zuerst geglaubt. Verständlich wird dies einigermaßen, wenn man sich vor Augen hält, daß die leitenden Kreise jenes mächtig emporstrebenden Volkes möglicherweise die Befürchtung hegen, man werde in Europa, zum mindesten von Seiten der schaulustigen Menge, jene Vorführung japanischen Lebens mit den üblich gewordenen Schaustellungen der Singalesen, Nubier und Kalmücken auf eine Stufe stellen. Allerdings keine angenehme Perspektive! Auch uns würde es nicht gerade förderlich für unsere Rangierung in der Kultur erscheinen, wenn etwa zweihundert unserer Landsleute als das „arbeitende, essende, trinkende und sich vergnügende Deutschland“ umherzögen und fremde Völker dafür Entree zahlen ließen, um hinter die Coulissen unserer Gebräuche und Sitten (es würden auch einige kleine Ansitten mit unterlaufen) blicken zu können.

Doch wir sind weder der Mikado noch japanischer Minister und wollen uns durch die Gedanken, die vielleicht das offizielle europäisch gekleidete Reich „Nippon“ beschäftigen, in unserer Teilnahme an dem mannigfaltigen, wenn auch etwas puppenhaften Volksleben, welches unter der Firma „japanische Ausstellung“ sich uns zur Betrachtung bietet, nicht stören lassen.

„Es ist aber gar nicht mehr das unverfälschte Japanertum, wie man es in den Städten und Dörfern jenes Volkes findet,“ werden strenge Ethnologen trittele, denen das Reiseglied gelächelt und die Japan sehen durften; „es ist ein Schaustück,“ werden sie behaupten, „das sich von der Wirklichkeit unterscheidet, wie eben ein Bühnenspiel vom realen Leben!“ Nun, sei es drum; in jedem Falle sehen wir en miniature und als Bühnensstück ein gut Teil des japanischen Lebens, die Holzhäuschen und Tempelchen und Theebuden, die geschickten Kunsthandwerker, deren Arbeiten seit Jahrzehnten unser Staunen hervorrufen, — die japanischen Ehefrauen, die sich aus Liebe zu

ihrem Manne (damit sie keinem Anderen mehr gefallen) die Zähne schwarz färben und die Augenbrauen ausreißen, — die niedlichen, oft gepriesenen Theemädchen, die „Mesan“, deren harmlose kindliche Zutraulichkeit von allen Japan-Reisenden gerühmt wird — und die Tänzerinnen, die nach den Klängen des japanischen Nationalinstruments, des gitarreähnlichen „Samisi“, ihre zierliche Kunst üben.

Und echt ist alles, was wir sehen, der Stoff und die Menschen, die den Stoff vergeistigen. So, wie wir in dem Puppenstädtchen im Ausstellungspark die Holzhäuschen sehen, so sind sie auch in Japan selbst gestaltet, wo man der häufigen Erdbeben wegen, die das Land heimfuchen, keine Steinbauten auführt, aus Fichtenbrettern, meist einstöckig, mit Schilf- und Stroh-, oder, wenn das Haus vornehmer, mit Schindel- und Ziegel-Bedachung. In derselben Weise, in welcher diese Häuschen im Innern ausgestattet sind, d. h. im Grunde genommen, mit nichts, so sind auch die wirklichen Wohnräume in Japan das Ideal alles dessen, was Bedürfnislosigkeit erträumt: eine Matte und eine als Kopfstütze dienende Rolle sind außer dem Arbeitstischchen und einer Kohlenpfanne in den meisten Fällen das einzige Aneublement des Wohnraumes einer Familie; es müßte das Gemüt eines europäischen Gerichtsvollziehers zur Empörung bringen. Mit weniger läßt sich schwerlich auskommen. Dabei hat die Kopfstütze, dieser wertvolle Teil des Hausgerätes, noch den höheren Zweck zu erfüllen, der komplizierten Coiffure der Japanerin, eine Coiffure, die man geradezu als architektonisches Wunderwerk der Frisierkunst bezeichnen kann (sie wird mit Eiweiß geglättet, damit sie recht glänzend ist, und übrigens nur alle acht Tage aufgebaut), als Stützpunkt für die Nacht zu dienen.

Und auch der Tempel, ein mit Holzschnitzwerk verzierter und mit allerhand Papierlampen und Emblemen behangener Bau, dem nur eine Art von Veranda ein besonderes Gepräge verleiht, ist den zu Tausenden und Abertausenden im Lande verbreiteten Sinto-Tempeln getreulich nachgebildet. Seine Ausstattung war am Tage der Eröffnung noch nicht ganz vollendet, aber die Sonnengöttin Jihl, der die Sinto-Tempel zumeist geweiht sind, ist in Bezug auf die Einrichtung in ihrem Wohnraume ebenso bescheiden, wie die gewöhnlichen Staubgeborenen in jenem Inselreiche. Sie braucht in ihrem Allerheiligsten nur einen Spiegel (den „Spiegel der Wahrheit“) und einen Streifen weißen Papiers oder „Gohei“, als



In der Ausstellungshalle.

Symbol der Reinheit. In jedem Falle ein Gözendienst, der nicht viel Unkosten macht. Der Tempeldienst in den Buddhistentempeln, die „Tiras“ heißen, erfordert etwas mehr als in den „Mias“ genannten Sintu-Religionshäusern, nämlich die Aufstellung der mindestens lebensgroßen Buddha-Statue, die von einer beträchtlichen Anzahl Priestern bewacht wird, und diese wollen auch leben. Die Sintu-Religion, wie gesagt, übrigens die ursprüngliche und eigentliche religiöse Anschauung des Volkes, stellt die einfachsten Anforderungen an die Ceremonialpflichten ihrer Befenner. Wer an den Festtagen den Tempel besucht, reinigt seine Hände in einem Becken in der Veranda, kniet in dieser, gegenüber einem vergitterten Fenster, nieder, durch welches er jenen vorerwähnten Spiegel der Wahrheit erblickt, spricht seine Gebete und opfert Reis, Früchte und Thee. Auch die Sonnengöttin ist vegetarisch gesinnt, wie ihre Befenner, welche in der Verschmähung des Fleisches und dessen, was mit diesem in Zusammenhang steht, so weit gehen, daß sie beispielsweise auch die Milch als „weißes Blut“ in Acht und Bann thun. Da haben unsere Vegetarianer noch etwas zu lernen. Die Sintu-Religion schärft ihren Angehörigen fünf Gebote besonders ein: 1. die Bewahrung des reinen Feuers; 2. Reinhaltung der Seele, des Herzens, des Leibes; 3. Beobachtung der Festtage; 4. Wallfahrten; 5. Verehrung der Kami, einer Art Hausgöttin, und man muß den Japanern nachrühmen, daß sie in bezug auf Punkt 3 ängstlich danach streben, diese Vorschrift zu erfüllen. Sie sind peinlich sauber und selten hört man ein unzüchtiges Wort aus ihrem Munde.

Endlich ist auch das Wirtshaus ganz nach dem Modell der Wirklichkeit gearbeitet, aber der eigenartige Verkehr, der es im Heimatlande belebt, fehlt natürlich. Da fehlt die seltsame Venrikicha-Bespannung (es ist dies ein kleines, von Menschen gezogenes Wägelchen, das die alten Säufen, „Marimon“ genannt, nach und nach verdrängt), es fehlen hier die vornehmen Japaner, welche Einkehr halten, und die Tänzerinnen mit ihren singenden und musizierenden Begleiterinnen, welche die eingehenden Gäste — um den Schlaf bringen.

Es ist ein eigenartliches Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir in der großen Halle in dem Puppenstädtchen, an den niedlichen Häuschen, vor den freundlichen braunen Menschen vorbeischießend, ein Gefühl der — nennen wir es der Genugthuung, daß dieses betriebame, intelligente Volk sich uns so anfreundet, um dies kurze und bündige Wort zu gebrauchen. Gerade dieses Volk. Noch bis vor dreißig Jahren hatte Japan sich von allem Fremdländischen abgeschlossen, als sei es die Pest, die mit den Europäern ins Land gebracht würde. Nur die Holländer hatten Erlaubnis, in einigen Häfen Handel zu treiben, nachdem sie in der Zeit der Christenverfolgung in Japan, während der den christlichen Völkern der Eintritt ins Land verwehrt war, die Erklärung abgegeben, daß sie zu diesen Völkern nicht zu zählen seien. Herr v. Siebold, der selbst in holländischen Diensten stand, einer der Ersten, die über das ferne Inselreich und seine Bewohner dem damals noch stammenden Europa berichtet hatte, erzählt von diesem holländischen Handelskunststückchen.



Japanische Verkäufer.



Japanische Tänzerinnen.

Ja damals, vor wenigen Jahrzehnten noch, war es ein Wunder, wenn Einer aus eigener Anschauung über Japan zu berichten wußte, und die Fabrikate, die aus jenem verschlossenen Reiche des Ostens kamen, waren mit dem Reize des

Geheimnisvollen umgeben. Man betrachtete jeden, der solche Erzeugnisse japanischer Industrie besaß, als einen Sammler wichtiger ethnographischer Kuriositäten. — Und jetzt? Jetzt leben die Söhne jenes Inselreiches mit uns und unserer Kultur, als sei sie ihnen seit Jahrhunderten verwandt und vertraut, sie eignen sich die Gedanken Europas an und für unsere Industrie ist die japanische keine Kuriosität mehr, sondern eine Anregung zu neuen Studien und Forschungen.

So bietet denn die neueste Ausstellung in jenem „Park Bauer“ dem Ethnologen gleicherweise wie dem Freunde der Kunstindustrie ein interessantes Feld der Beobachtung.

Der Ethnologe findet seine Rechnung in dem großen Raume neben dem improvisierten japanischen Städtchen, dem sogenannten „Theater“. Hier kann er jenes merkwürdigen Volkes Eigenart und Geschicklichkeit in Tanz und Equilibristik studieren, staunenswerte Turnier- und Jongleurstücken sehen, die das Selbstbewußtsein europäischer Gymnastik aus dem Gleichgewicht zu bringen imstande sind und über die Seltsamkeit nachdenken, wie Tänze auch den Eindruck des Graziösen hervorrufen können, ohne daß sie im entferntesten unserer Vorstellung vom Rhythmischen und Schönen entsprechen; wie überhaupt jene Anmut der Tänzerinnen auf uns wirkt, obwohl wir uns bewußt sind, daß sie mit unserem Schönheitsideal nichts gemein hat. Der Freund der Kunstindustrie aber blickt hier zum ersten Male hinter die Coulissen jener japanischen Zierarbeit, bei der den kleinen braunen Menschen vielleicht dieselbe Fingerfertigkeit zu fatten kommt, die wir soeben im „Theater“ nebenan an dem Jongleur bewundert. Eine gewisse Fingerfertigkeit geht in der That durch das ganze Volk und man kann selbst hohe Staatsbeamte Musterarbeiten von Stickereien ausführen sehen, die der feinsten weiblichen Hand zur Ehre gereichen würden. Manche ihrer Arbeiten werden mit Recht seit langem bewundert, Vieles ist in der Technik

noch unerreicht, so ihre Ladarbeiten, die aus Fichten- und Cedernholz gefertigten Kisten und Kästchen, die in so un-nachahmlicher Weise mit dem Khus vernix-Firniß überzogen werden, ferner ihre Emaille-Fabrikate, zu denen sie sich einer nur ihnen eigentümlichen Metall-Komposition Syakido bedienen, und endlich ihre Malereien, die zwar des wirklich hohen Kunstgeistes entbehren, in vielen Stücken auch den Gesetzen der Zeichenkunst nicht entsprechen, aber in der auf getreuer Beobachtung des Tierlebens beruhenden phantasievollen Wahl der Sujets und zumal der virtuosen Behandlung der Wasserfarben stets etwas Bemerkenswertes bleiben werden.

Eine kurze Wanderung durch diese Ausstellung schon lehrt es uns verstehen, wieso beinahe alle Reisende, die in Japan gewesen, von diesem Lande und seinen kindlich gutmütigen, höflichen und geschickten Bewohnern des Lobes voll

sind. Eine sympathische Anmut, nicht jene, die aus unserem Götterhimmel stammt, und doch eine, leuchtet aus allem hervor, was die kleine Kolonie des fremden Volkes uns vor Augen führt.

P. Gisbert.

Edelwild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.
(3. Fortsetzung von Seite 302.)

Moscheles wußte, daß die Schwägerin seines verehrten Lehrers in Kochel einsam lebe; derselbe besuchte sie jedes Jahr und es erschien höchst wahrscheinlich, daß der Professor nur ihretwegen die Berufung an die Münchener Universität angenommen habe. Hier lagen offenbar sehr zarte und tiefe Beziehungen zu Grunde, von denen der junge Gelehrte aus warmer Teilnahme für seinen geliebten Lehrer und Meister, den er mit Bedauern so lebhaft beunruhigt sehen mußte, gern Näheres erfahren hätte. Wenn nur Fräulein Ottilie nicht doch etwas Unerfreuliches zugestoßen war! — Dennoch verbot die Bescheidenheit, den Professor direkt zu fragen.

Aber Lothar von Droste hatte das Gemüt eines Kindes. Eine Sorge oder eine Freude unausgesprochen zu lassen, war er nicht imstande, wenn er sich einer Person gegenüber sah, die sein Vertrauen genoß. Und der junge Mensch, der da verlegen am Tische saß, diente seinem Professor schon seit Jahren als Hörrohr. Droste sprach alles in ihn hinein, Moscheles aber blieb stumm und verschwiegen, nur nicht so teilnahmslos wie ein Instrument. Der Eltern- und Familienlose hatte sein ganzes Herz dem Professor und was mit diesem zusammenhing gegeben, schon früher war ihm jede Nachricht von Mariannen oder von Ottilie wichtig und von höchstem

Interesse gewesen. Er kannte Mariannens Schicksal, der Professor hat es ihm selbst erzählt, denn es war unverkennbar, daß dieser jeden Tag das Bedürfnis hatte, von ihr zu sprechen. Ehe also noch der scheue Wunsch sich zur Frage gestaltet hatte, sagte Droste stark: „So geht es nicht weiter! Ohne Frage, Moscheles, ich fahre morgen früh, denn Ottila sagt, die Mama sei sehr aufgeregt. Ich werde einmal gründlich und schonungslos mit Mariannen reden. Aber das kleine Ding braucht nicht Ohrenzeuge zu sein, die muß man beschäftigen; Alfred, dafür rechne ich nun einmal auf Sie, mein Sohn.“

„Auf mich?“ fragte der Doktor bestürzt, „ich sollte — Sie begleiten? Ich bin so ungeschickt. Fräulein Ottilie ist so munter, und gewiß, ja gewiß, sie wird mich auslachen.“ „Und ist also beschäftigt,“ ergänzte der Professor mehr logisch als rüchrichtsvoll. „Lassen Sie sich mir zur Liebe allenfalls von dem übermütigen Mädchen necken, mehr thun kann Ottilie niemandem. Sie springt und plaudert wie ein Quell, aber sie ist auch lauter wie ein solcher.“ Seine Stimme war bewegt, dann setzte er hinzu: „Haben Sie denn gar niemals mit Damen verkehrt?“

„Nein!“ antwortete Doktor Moscheles gedrückt. „Meine Eltern starben früh, meine Großeltern sind einfache Leute, geselligen Verkehr kannte ich nie, meine Existenz auf der Universität bestritt ich durch Stundengeben, und hätte dennoch nicht durchkommen können, wenn nicht Sie...“

„Silentium! Also Sie begleiten mich! Wenn Sie denn

Takt und gute Manieren nirgendwo gelernt haben, müssen sie Ihnen angeboren sein, denn daß sie Ihnen fehlen, kann man nicht sagen.“

„Sie vergessen, Herr Professor, daß ich seit vielen Jahren das Glück habe, Ihren täglichen Umgang...“

„Nehmen Sie die Lampe, mein Sohn, wir wollen uns nochmals die Räumlichkeiten betrachten.“

Der junge, geschmeidig gewachsene Mann stand auf; er mochte eher für eine große als für eine Mittelfigur gelten, sah aber neben der Riesengestalt des Professors klein aus. Sie gingen nun mit einander durch die ganze Wohnung. Das Studier- und Bibliothekzimmer lag abgefordert im Hinterflügel des Gebäudes, sie mußten erst den Korridor passieren, an dem die Küche und die Bedientenstube lag, um in die Wohnräume zu gelangen. Es waren sechs nebeneinander liegende Gemächer, davon eins in saalartiger Ausdehnung. Alle Zimmer waren fertig eingerichtet, bis auf eine größere Stube.

„Ich wollte dem Geschmack meiner Schwägerin für ihr Schlafgemach nicht vorgreifen,“ sagte Droste, dem fragenden Blick seines jungen Freundes ausweichend. „Hier nebenan in dem Kabinettchen könnte vielleicht die Jungfer schlafen, falls sie nicht das Bedientenzimmer bekäme und der Fröh in der Bodenkammer sein Heim aufschlüge. Aber sehen Sie da, das ist für meine Kleine!“

Der Professor lachte über das ganze Gesicht und leuchtete in dem Raum umher, in den sie eben getreten. Es war

ein Zimmerchen mit lichtblauer Seide und weißlackierten, goldverzierten Möbeln ausgestattet, Toiletentisch und Waschtisch mit allerlei kostbaren Kleinigkeiten vollgestellt, das Bett mit blauer Seide und weißen Spitzen überdeckt.

Doktor Alfred Moscheles erröte zum zweiten Mal. Dergleichen hatte er noch nie gesehen, so viel Zartheit und Pracht vereint. Es war ein Wunder, ein Gedicht.

„Das hab ich ihr verheimlicht, als sie hier war,“ sagte Droste behaglich, „aber die Wohnräume haben auch ihr wohlgefallen.“

Der große Salon war in etwas steifer Pracht mit rot und resedafarbenen Polstermöbeln eingerichtet; in seiner Mitte stand unter der venetianischen Krone ein Flügel. Die andern beiden Wohnzimmer waren weich und warm, sehr angefüllt von Teppichen, Vorhängen, Divans, Lehnstühlen, alles in dunklen Farben, auch fanden sich Näh- und Albumtische, Bücherchränke und ein Schreibtisch vor.

„Es fehlt bloß da und dort eine kleine Unordnung, ein geöffnetes Buch, ein aufgeblätternes Notenheft, eine Stickerie mit Fingerhut und Scheere, etwas Blühendes in die Jardiniere, und die Wohnlichkeit ist fertig. Sie können kommen und sie sollen kommen,“ schloß Droste entschieden. „Gehen Sie heim, Moscheles, packen Sie für zwei Tage Ihr Handkofferchen voll und seien Sie morgen früh Punkt neun Uhr an der Bahn.“

Doktor Alfred Moscheles ging mit nicht ganz klaren Gedanken in seine Junggesellenwohnung. Sein siebendzwanzigjähriges Leben sollte zum erstenmal, seit er das A-B-C-Buch in die Hand bekommen, durch etwas unterbrochen werden, das nicht arbeiten hieß. Aber was war es denn weiter, er sollte nur seinem Professor einen Dienst leisten und sich von Ottilie auslachen lassen, damit der Professor ungestört mit Mariannen sei. Er fühlte sich dem Professor zu jeder Dienstleistung verpflichtet. Über einen Dienst, den man leisten will, soll man nicht so viel grübeln, sonst entwertet man ihn. Der junge Gelehrte konzentrierte seine Gedanken auf die „vergleichende Studie über die Resultate der physiologischen Forschungen in ihrem heutigen Stande,“ die er unter der Feder gehabt, als Ottiliens Depesche kam.

„Und es ist dennoch wahr, daß wir die geistigen Vorgänge nur aus materiellen Bedingungen begreifen können; das Wort des Descartes, je pense — ob blau wohl ihre Lieblingsfarbe ist? Und was für rätselhaftes Krystallschälchen und Fläschchen auf dem Tische . . . gewiß für Seifen, Nadeln und Parfüm. Auch die Frauen im Altertum . . . je pense, done je suis,“ damit war nicht die einfache Sinnesempfindung schlechtweg gemeint, nein, ein komplizierter Denkfakt. Daß das Zimmer blau ist, vielmehr die Wahrnehmung dieses Umstandes, muß man eine einfache Sinnesempfindung nennen, während die Vorstellung, die sich zugleich damit verbindet . . . eine weiße Hand, die in das Krystallschälchen greift . . . ein schlanker Arm, der zum dunklen Haargelock sich emporeckt . . . dies dunkle Gelock auf dem Spigenkissen . . . eine komplizierte Denkart, während andererseits doch auch Descartes nichts dagegen einwenden könnte, wenn man, auch schon bei der bloßen ersten Wahrnehmung sagte: je pense done je suis.“

Am nächsten Morgen traf er seinen Professor an der Bahn. Dieser war äußerst guter Dinge und sagte, als sie zusammen im Coupe saßen: „An mir ist ein Wanderbursch verloren gegangen. Das wäre so meine Freude, mit dem Stecken in der Hand, das Ränzeln auf dem Rücken, Käs und Brod in der Tasche, meine Lage zu durchwandern. Wenn ich an all die göttlichen Stunden denke, die ich schon so erlebte . . .!“ Und er erzählte von seinen Forschungsreisen, die er früher in Asien, bis zu den Ufern des Indus gemacht.

„Freilich,“ schloß er dann ernst, „wenn ich damals, als mein Bruder im Duell fiel, zur Stelle und nicht in Kelat gewesen wäre, möchte manches anders gekommen sein.“

In Pensberg nahmen sie die Post, deren einzige Passagiere sie waren. Ihr Gespräch hatte sich auf ein wissenschaftliches Thema gewandt und mit unermüdlicher Ungeheuerkraft redete Droste gegen das Wagengerüttel an. Moscheles unterdrückte manche Frage, die er sonst gestellt, unterließ manchen Einwand, denn er wünschte, daß der Professor von der Wichtigkeit der Huggenschen Uhrenbeobachtung, welche Leibnitz in seinem Brief vom 26. Juli 1699 der Kurfürstin mitteilte, auf die Wichtigkeit der Frage käme, wo Alfred wohnen solle und was die Damen zu dem unerwarteten Gast sagen würden.

Aber umsonst, die Post hielt schon vor der „Gast- und Tafelwirtschaft“ des Dorfes Kochel, als der Professor das letzte Wort sprach.

„Die beiden Koffer werden zur Frau von Droste geschickt,“ sagte der Professor.

„Aber ich kann doch nicht . . .“ stotterte Alfred.

„Was nicht?“

„So unbekannt . . . wenn der Raum dort nur gestattet . . . am Ende im Dorfwirtshaus . . .“

„Mer haon herrliche Zimmer, im Summer sein alleweil a vurnehme Herrschaft bei uns gewengl,“ empfahl der Wirt.

„Unsinn!“ rief Droste. „Sie schlafen mit mir zusammen. Aber nun haben wir noch eine kleine halbe Stunde zu marschieren, das Haus meiner Schwägerin liegt am Süende des Sees.“

Sie schritten gut aus, ihr Weg führte zunächst durch die Dorfstraße. Von den Obstbäumen, unter denen fast versteckt die weißen, schindelgedeckten Häuser lagen, wehten die letzten rotgelben Blätter herab, aber der schöne Herbstsonnenschein ließ keinen düsteren Ton im Landschaftsbild aufkommen. Am Ende der Straße befand sich ein lärmender Kinderhaufe, der sich lachend und jubelnd um eine schlanke junge Dame drängte. Es war Ottilie, die aus einer großen Tute Brägel

verteilte. Sie sah den Onkel, warf die Tute hin und slog ihm in die Arme. Er hob sie ein wenig vom Erdboden auf und gab ihr einen Kuß. Dann bog Ottilie den Kopf seitwärts und sah Doktor Alfred Moscheles an, der hinter ihrem Onkel stand.

„Ach,“ sagte sie, „er ist mit gekommen.“

Alfred Moscheles verneigte sich etwas eilig; sie waren alle Beide dunkelrot.

„Ich hatte in München nur per Distance das Vergnügen,“ sprach Ottilie, „es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mitgekommen sind.“

„Es geschah um Herrn Professor einen Dienst zu leisten, damit Sie . . .“ verlegen schwieg er still.

„Was machst denn Du hier?“

„Nicht viel Nützliches, fürchte ich,“ sprach Ottilie; „ich teile den Kindern Brägel aus. Mama ist nämlich da drinnen,“ sie wies auf das nächste kleine Haus, „dort wohnt eine arme Feldarbeiterin, die über Nacht zwei Kindchen bekommen hat. Mama hat Zeug und Nahrungsmittel und Geld hingetragen. Da kommt sie.“

Frau Mariannens Fuß stockte auf der Schwelle, Droste eilte ihr entgegen, was sie sprachen konnten die beiden jungen Leute nicht hören, aber sie sahen, daß Mariannens Hand lange in der Drostes ruhte und sahen, daß seine Augen feucht schimmerten. Dann gingen Beide ihre Straße zusammen weiter, als gäbe es weder mehr eine Ottilie, noch einen Doktor Alfred Moscheles in der Welt.

Ohne Zweifel, jetzt mußte er Ottilie „beschäftigen.“ Seine Aufgabe begann. Sie war doch schwerer, als er sie sich gedacht, das heißt, er war noch nicht genau zum Denken gekommen. Womit pflegte man junge Damen zu unterhalten? Ach, darüber hatte weder Descartes noch sonst jemand ihn belehrt.

„Welch ein schönes, stolzes Paar Mama und Onkel Lothar sind, wenn sie so beisammen gehen,“ begann Ottilie.

„Ihre Mutter hat mich noch gar nicht bemerkt, ihr wird meine Anwesenheit doch genehm sein?“ fragte der Doktor.

„Gewiß! Mama ist sehr gütig.“

„Sie pflegt auch Kranke und hilft den Armen? Sie ist nicht verbittert gegen die Menschen? Sie muß ein großes Herz haben!“

„Weshalb sollte Mama denn verbittert sein,“ sagte Ottilie verwundert; doch mit einemmal erschrak sie. Gestern Morgen noch hätte sie solche Äußerung harmlos hingelassen, seit gestern Nachmittag war ihre Seele argwöhnisch geworden. „Hätte Mama irgend einen besonderen Grund dazu?“ fragte sie langsam.

„O nein — ich meinte nur —“ stotterte Alfred.

„Soll ich Ihnen den Wahlspruch meiner Mutter sagen? Es ist das Wort der Antigone: nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da!“

Ottilie war erschüttert, als sie dies sprach, Alfred nicht minder. Sie schwiegen, beide sich fragend: „warum bin ich so erregt?“

Jetzt wandte Marianne sich zurück, Droste mochte ihr von dem Gast gesagt haben.

„Seien Sie mir willkommen. Kein Fremder, nein, ein Freund schon sind Sie uns. Wir kennen das nahe Verhältnis zwischen Ihnen und dem Professor.“

Sie reichte ihm die unbefleidete, weiße Hand, die Alfred voll Ehrfurcht faßte. Er war von der Schönheit und Milde dieser Frauenerrscheinung so betroffen, daß er kein Wort fand.

Der Professor lag, die Hände unter dem Kopf gefaltet, im Bett und sah lange schweigend und lächelnd zu, wie sein junger Freund vor dem Spiegel den Anzug vollendete.

„Ich hätte nicht geglaubt, Moscheles, daß Sie so viel Sorgfalt an den Sitz ihrer Kravatte verwendeten und daß Sie sich mit der Andacht, die ein Studier diesem wichtigen Akt widmet, ankleiden,“ sagte er endlich heiter.

Doktor Alfred Moscheles, der wahrhaftig zum allerersten Mal in seinem Leben den Spiegel eingehender zu rate gezogen, machte ein sehr unglückliches Gesicht. Er hatte gestern Abend die größte Verlegenheit empfunden, sich in Gegenwart eines andern Menschen und noch gar seines verehrten Professors zu entkleiden und ins Bett zu legen; heute Morgen faßte er den Mut aufzustehen und sich sehr sorgfältig anzukleiden, weil er glaubte, sein Zimmergenosß schlafe noch. Nun war er beobachtet worden. Ohne Zweifel, der Professor hielt ihn jetzt für einen Gecken.

„Na, Sie machen ja ein Gesicht, als hätten Sie ein Verbrechen begangen,“ rief Droste und erhob sich. „Warten Sie auf mich, wir gehen zusammen hinunter.“

Der geistige Tag war ihnen zu Vieren gemeinsam unter anregenden Gesprächen vergangen, doch war es Ottilien nicht gelungen, den Professor, und diesem nicht, Mariannen allein zu sprechen. Aber der Professor hatte seinem Zweck, die scheue Frau zu einer Übersiedlung nach München zu bewegen, gut vorgearbeitet; er erzählte mit so viel Lebhaftigkeit von den neuen Ereignissen in der musikalischen Welt und dem Theater, von neuen Bildern und neuen Bauten, daß Frau Marianne deutlich fühlen mußte, wie viel Schönes ihr seit Jahren entgangen war und wie viel Bildendes sie nun im Begriff stand, der Tochter vorzuenthalten. Lothar von Droste wußte, daß sie es fühlen und den von ihm gewünschten Schluß daraus ziehen würde. Doch machte es ihn glücklich, daß Marianne auch infolge seiner Berichte eine Äußerung über ihn selbst machte.

„Ich bewundere Sie, Lothar,“ sprach sie, „daß Ihnen so viel Zeit bleibt, die neuen Erscheinungen auf allen Kunstgebieten zu verfolgen. Wenn man Ihre angestrengte wissen-

schaftliche Thätigkeit kennt, so muß man Ihre geistige Elasticität und Kraft gleicherweise bewundern.“

Der Professor lächelte und sagte: „Die Kunst ist für mich wie ein erfrischendes Bad. Ich werde hoffentlich niemals zu der abgeschmackten Überhebung so vieler meiner Berufsgenossen noch zu der blinden Urteilslosigkeit der meisten deutschen Männer — soweit sie nicht selbst schöpferisch sind — kommen, die da sagen: ich lese keine Romane, oder ich besuche keine Gemäldeausstellungen, oder ich habe keine Zeit für Musik. Denn ich meine, daß besonders ein guter Schriftsteller dem Gelehrten und Nichtgelehrten die wertvollsten Aufschlüsse über die menschliche Psyche geben kann und somit den ersteren in seinen Forschungen fördern, den zweiten zum Verständnis seines Nächsten führen kann, in jedem Fall aber wichtige Dokumente für die Wissenschaft von Menschen beibringt.“

Und als man gestern Abend spät von einander geschieden war, nahm jeder das Bewußtsein mit sich hinweg, daß der kommende Tag ähnliche, rasch entschwindende Stunden bringen werde.

Während der Professor, nachdem er sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit angekleidet hatte, mit seinem jungen Freunde die Treppe hinabging, sagte er: „Heute muß ich um jeden Preis zum Ziel kommen, denn morgen heißt's heimkehren; wenn ich also vorschlage, daß Sie mit Ottilien allein spazieren gehen sollen, sträuben Sie sich nicht.“

„O, Herr Professor,“ antwortete der Doktor bestürzt, „woher wissen Sie . . .“

„Daß Ihnen ein wenig bange davor ist?“ lachte der Professor, gab aber keine Auskunft, woher ihm diese Erkenntnis gekommen.

In das große Wohnzimmer eintretend, fanden sie die Damen, jede mit einer Handarbeit beschäftigt, am Tisch inmitten des Gemaches sitzen. Marianne und Ottilie trugen gleiche, weißwollene, lose Morgengewänder. Marianne hatte ein dunkelrotes Seidentuch häubchenartig um das Haar geschlungen, Ottilie trug das kurzlockige Haupt unbedeckt.

„Wie schön sie ist!“ murmelte Droste, auf Marianne blickend. „Entzückend!“ flüsterte der Doktor beistimmend; aber er meinte Ottilie.

Anna brachte das Frühstück; die Herren nahmen mit am Tische Platz, der Professor neben Frau Marianne, die beiden jungen Leute zusammen, es war, als seien sie eine Familie und als wäre es schon immer so gewesen, daß Doktor Alfred Moscheles seinen Kaffee trank, in den Fräulein Ottilie von Droste ihm den Zucker geworfen.

„Onkel,“ sagte Ottilie, „nachher gehen wir doch nach Ursfeld. Dein Doktor muß den Walchensee bewundern.“ Sie sagte immer schlankweg „Dein Doktor“ in Alfreds Gegenwart, aber immer mit einem schelmischen Seitenblick.

„Ich schließe mich da von vornherein aus, Kinder,“ bemerkte Marianne, als der Professor, der gerade die Tasse zum Munde führte, zustimmend nickte. „Es ist mir zu weit.“

„Ach, Mama!“

„Ermuntere Mama nicht, sich zu überanstrengen,“ sagte Droste, „ich leiste ihr Gesellschaft, Ihr beiden Springinsfeld könnt allein gehen.“

Marianne wollte einen Einwand machen, aber ein beschwörender Blick aus Lothars Augen hemmte ihr das Wort. „Meinetwegen,“ sprach Ottilie, „aber ein bißchen riskant ist es.“

Über diese Äußerung versank der Doktor in die äußerste Bestürzung. Wie? Sie hatte Furcht vor ihm? Sie glaubte, daß er sich herausnehmen könne, ihr unterwegs gar Komplimente . . . er machte also den Eindruck eines leichtfertigen Menschen? Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen. Die andern mußten jedoch nicht so viel Unerhörtes in der Antwort gefunden haben, denn Marianne fragte ruhig: „Wie so?“

„Nun, der Herr Doktor ist doch die weiten Marsche im Gebirge nicht gewohnt; wenn Onkel mitgegangen wäre, hätte Herr Doktor sicher ungeniert erklärt: ich kann nicht weiter, während er sich nun aus Höflichkeit bezwingen wird,“ erklärte Ottilie, ohne von ihrer Häfelerei aufzusehen.

„Mein Fräulein,“ sagte Doktor Moscheles, „ich bin kein Schwächling.“

Die harmlose Bedeutung ihrer vorherigen Äußerung hatte ihn seltsamerweise ernüchert und erbittert. Also nicht für gefährlich, für schwächlich hielt Ottilie ihn. Sein scharfer Ton machte, daß sie das Köpfchen hob und ihn groß ansah. Sie merkte, er war gekränkt, das that ihr nun sehr leid.

„Wenn Ihr gehen wollt, so ist es wohl besser, ich besorge rasch meine kleinen häuslichen Angelegenheiten, damit Sie, Lothar, nachher nicht allein sind,“ sagte Frau Marianne, griff nach ihrem Schlüsselloch und erhob sich. „Und auch du, Ottilie, wirst gut thun, dich gleich anzukleiden.“

„Sofort Mama — sieh, nur einige Maschen noch, und die Geldbörse für Onkel ist fertig.“

„Ei laß sehen — wie artig — du häfelst mir eine Börse. Was sagen Sie zu so viel Liebenswürdigkeit?“

Moscheles nahm die Börse und betrachtete sie, als gehöre sie unter die sieben Weltwunder.

„Ich will auch Ihnen gern eine anfertigen,“ sagte Ottilie gutmütig, „was ist Ihre Lieblingsfarbe?“

„Blau!“ stieß er heraus und legte dann erschreckt die Hand an den Mund. Der Professor verbarg ein Lächeln und meinte, unvermittelt auf ein anderes Thema übergehend: „Wenn Sie, bitte, oben in meinem Handkoffer nach dem Buch suchen wollten, das ich für meine Schwägerin eingepackt?“

Moscheles verstand: der Professor wollte Ottilie allein sprechen; er machte sich im Hinausgehen die heftigsten Vorwürfe über seine Taktlosigkeit, er hätte von selbst gehen sollen. Ohne Zweifel hielt Ottilie ihn schon für einen Bären.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Kleinen.

Plaudereien für die Großen von Helene Stöckl.*

III. Wie viel Kinder sollen's sein?

Motto: Was ist das Haus? Es ist das Haus ein Garten wunderbar, Darin die seligsten der Früchte reifen, Die Gott geschenkt —

Wie viele sollen's sein? Zuerst natürlich eins! Denn gleich mit zweien anzufangen, wie das Geschick es in allzu freigebiger Laune zuweilen fügt, ist für eine junge, erst in der Entwicklung begriffene Häuslichkeit keineswegs besonders empfehlens- oder wünschenswert.

Die Veränderung, die schon ein Kind im Haushalt hervorbringt, ist wahrlich groß genug.

Raum liegt es in der Wiege, ein von Decken und Windeln zusammengeschnürtes, steifes Bündelchen, aus dem nichts als das faustgroße, rote Gesichtchen und allenfalls ein der Haft entchlüpftes, winziges Händchen hervorsieht, und schon weiß es, sich das ganze Haus dienstbar und unterthan zu machen.

Es ist die Achse, um die sich alles dreht, der Brennpunkt, in dem sich jedes Interesse vereinigt, es ist der Barometer, der gutes oder schlechtes Wetter anzeigt für das ganze Haus, der Regent, der keinen Willen als den seinen kennt, der kleine Götz, vor dessen Altar jedermann willig das Weihrauchopfer der Verehrung darbringt.

Ja, solch' ein Kind, das erstes und einziges, ältestes und jüngstes alles in einer Person ist — es ist viel, sehr viel, und im Grunde genommen ist es doch auch sehr wenig. Es bleibt eben immer nur ein Kind.

Raum halten die Eltern es in den Armen, so klammern sie sich mit all' ihrem Denken, Fühlen und Hoffen so fest an dasselbe, als wollten sie es für die Ewigkeit nicht lassen, und sein Leben ist doch nur ein schwaches Flämmchen, das unruhig auf der Schwelle der Existenz flackert, und die Elternhand, welche sich schützend darum legt, ist ihres Antes noch ungewohnt, — ein Zittern, ein Schwanken und gerade das Bemühen, es zu schützen, verlöscht das Flämmchen. Kein Kind, nachdem man ein Kind hatte, welches Elternherz erbebt nicht bei dem Gedanken! Nein, ein Kind bleibt ein Angstkind und die Freude daran eine zitternde Freude. Das Herz der Eltern kommt nicht eher zur Ruhe, als bis sich dem ersten ein zweites zugesellt hat.

Zwei Kinder! das klingt schon ganz anders! Stolz und beruhigt atmen die Eltern auf. Nicht etwa, daß sie das erste nun in loserer Hand hielten, nein, nur so angstvoll und krampfhaft halten sie es nicht mehr. Zwei Kinder! Die Freude verdoppelt sich, die Arbeit nicht. War doch in allem so reichlich für das Erste gesorgt, daß das Zweite die Erbschaft nur anzutreten braucht. Es findet Wiege und Wägelchen schon bereitet und Händchen und Füßchen, die, was sie an buntem Bändergeschmucke vielleicht einbüßten, an Weiche und Bequemlichkeit gewonnen haben, schon zurechtgelegt. Es braucht die vor Verdruß zappelnden Beinchen nur in das Kinderstühlchen des Ersten zu strecken, und was das erzieherische Moment anbetrifft, so pflegen die Eltern eine solche Menge pädagogischer Versuche und Bemühungen an das Erste zu verschwenden, daß der bloßen Abfälle noch übergenug für das Zweite sind.

Das erste Kind muß man erziehen, das zweite erzieht sich selbst, oder vielmehr es wird durch das erste erzogen. Zwei Kinder, bei denen jedes Wort, das das eine stammelt, wie süßes Vogelzwitschern im Munde des andern wiederklingt, — nur eins kann reizender sein und das sind — drei Kinder.

Drei Kinder! Jedes Märchen läßt seinen König drei Kinder haben, eins immer schöner als das andere, aber das jüngste das aller schönste. Es ist eine vollkommen ideale Zahl, besonders wenn das starke Geschlecht die Majorität darin hat. Zwei Söhne und eine Tochter! Der Vater wirft sich stolz in die Brust; aber die Frau weiß auch, was sie für Rechte hat. Warum soll es gerade nur ein Töchterchen sein? Ein dreiblättriges Kleeblatt ist etwas sehr liebes, aber auch sehr alltägliches. Glückbringend wird es erst, wenn es sich zum vierblättrigen umgestaltet.

Vier Kinder! Es ist eine richtige Quadrille, ein kleines Biergepann, das kräftig am Wagen des häuslichen Glüdes zieht. Vier Kinder! Die Mama, die für sie zu sorgen hat, weiß, daß acht Wänglein und Ohren zum Waschen, acht Augen und Händchen zum Beschäftigen, acht Füßchen und Beinchen zum Bekleiden, freilich auch acht süße Lippen zum Küssen da sind. Wie die vier Haimonskinder auf einem Pferde ritten, so findet sich auch auf den Knien eines rechten Papas Platz für vier Kinder, und läßt er das Älteste von den Knien auf die Schultern avancieren, so macht er es wohl möglich, noch ein fünftes zu sich heranzunehmen.

Fünf Kinder! Das ist eine solide, in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes besonders beliebte Zahl. Beamte, Geistliche, Lehrer, sie pflegen fünf Kinder zu haben. Das Bewußtsein, fünf Kinder zu besitzen, verleiht dem Hausvater eine gewisse, dem guten Staatsbürger wohl anstehende Würde, während es zugleich der Hausmutter die reichste Gelegenheit zur Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Talente bietet. Nichts geht verloren bei fünf Kindern, nichts bleibt unverwendet und unbenutzt. Das Kleidungsstück, das der Älteste als Tragemantel trug, es dient dem Zweiten als Paletot, dem Dritten als Kleidchen, das Vierte trägt es als Röschchen, und dem Fünften fällt es als warmes, weiches Leibchen zu, das dem Selbstgefühl der Mutter zur besonderen Befriedigung gereicht. Sollte indessen noch ein Streifen Stoff übriggeblieben sein, der etwa von einem Sechsten als Leibbinde getragen werden könnte, dann erscheint es höchlich angezeigt, die Zahl Fünf auf Sechs und damit zum ordentlichen halben Duzend zu ergänzen.

Sechs kommen durch die ganze Welt, das weiß jedermann. Wohlgefällig ruhen die Augen der Eltern auf dem stattlichen Häufchen. „Ich habe nur sechs Kinder,“ läßt Oliver Goldsmith seinen vortrefflichen Pfarrer von Wakefield sagen, „aber ich war stets der Meinung, dem Vaterlande mit ihnen ein sehr wertvolles Geschenk gemacht zu haben und dasselbe aus diesem Grunde als meinen Schulbner betrachten zu dürfen.“

Von diesem gewiß gerechtfertigten Standpunkte aus betrachtet, erscheint jedes Mehr als Verdienst und der Übergang zur Zahl Sieben ebenso berechtigt und lobenswert.

Sieben, es ist eine von altersher heilige Zahl und noch heute scheint ihr etwas von diesem Segen anzuhängen. So bekümmert die Eltern, die Zahl der Kinder mit dem Wenigen, das sie ihnen vorsetzen können, vergleichend, setzen sie genügt: „Was ist das unter so Viele?“ so freudig werden sie gewahrt werden, daß Gott auch heute noch das Wenige zu segnen weiß, wie er es einst bei der Speisung der 5000 gethan. Ob freilich fünf Körbe voll Broden übrig bleiben werden, das ist bei sieben Kindern wohl fraglich; so viel aber, um noch ein achties Mäulchen voll zu machen, findet sich gewiß.

Ganz voll schien das kleine Häuschen, in dem die sieben Zwerge über den sieben Bergen wohnten, als aber Schneewittchen als Achtes dazu kam, fand sich doch noch Platz für dasselbe. Ein bißchen zusammenrücken muß man freilich, dafür aber wird es um so wärmer und behaglicher. Acht Kinder, welch' frohe, glückliche Schar! Sie brauchen keine fremden Kinder zu sich zu bitten, um ihre Spiele vollständig zu machen. Sie sind selber genug und mehr als genug, Haus und Hof mit ihrem Jubel zu füllen. Man hört es kaum, wenn sich noch ein neuntes Stimmchen in den Lärm mischt.

In eine Familie mit neun Kindern zu blicken, ist eine wahre Lust. Jede Freude hallt neunfach darin wieder, jedes Unglück findet neun Paar Schultern, es zu tragen. Da ist nichts zu entdecken von Selbstsucht, Empfindlichkeit, von anspruchsvollem Wesen oder tragem Verlassen auf andere, wie es sich wohl in minder zahlreichen Familien geltend macht. Jedes der Neune weiß, daß es sich rühren muß, wenn es vorwärts kommen will, und es rührt sich demzufolge, daß es eine Lust ist. „Wir waren untrer Neun,“ sagt manch' bedeutender und berühmter Mann einfach, wenn er um die Verhältnisse seine Vaterhauses befragt wird, und es ist ein schönes Lächeln, das diese kurze und doch so viel sagende Auskunft begleitet.

Wer aber einmal bis zur Neun gekommen ist, der bleibt selten dabei stehen. Zehn Kinder, elf Kinder! Jetzt möchte es trotz alles Zusammenrückens doch wohl zu enge im Hause werden, bleiben die Kinder immer klein; das aber ist gottlob nicht der Fall. Eins nach dem andern wird flügge, verliert seine Kraft in größeren oder kleineren Ausflügen und verläßt endlich ganz das heimliche Nest.

Die aber darin zurückbleiben, nehmen bereitwillig einen Teil der Last von den Schultern der Eltern auf ihre eigenen. Die Größeren warten die Kleinen und tragen und wiegen und füttern und pflegen sie und üben sich fröhlich und unverdrossen in allen Pflichten, die ihnen, wie sie sicher erwarten, später selbst zu teil werden sollen; denn jeder, der einem kinderreichen Hause entstammt, nimmt als selbstverständlich an, daß er wieder ein solches gründen werde.

„Wie meine Mutter bin ich bald, Die hat auch viele Kinder, Ach, war ich erst wie sie so alt, Dann hätt' ich sie geschwinde!“

Das schwebt schon dem kleinsten Mädchen eines kinderreichen Hauses als Wunsch und Ziel vor.

„Mit ein oder zwei Kindern lohnt es nicht,“ pflegte einer unsrer Bekannten zu sagen, als er noch auf Freierrufen ging, „zum mindesten müssen es acht sein!“ Und er brachte es in der Folge auf zwölf!

Zwölf Kinder! Überwältigt legen wir die Feder nieder, das Ideal ist erreicht. Was allenfalls noch dazu kommen sollte, das ist nur als Zugabe oder Draufwage zu betrachten. Zwölf Kinder, ein volles Duzend, das ist schön und großartig zugleich, zuviel aber ist es nicht. Zwölf Kinder saßen beim Pfarrer Oberlin um den Tisch. „Aber,“ sagte er, „wenn der Besucher in eigener Person käme und begehrte eines meiner Kinder von mir, ich würfe ihm meine Kappe an den Kopf und behielte meine Zwölf!“

Ein Vater oder eine Mutter zu sein, umringt von zwölf Kindern, die alle voll Ehrfurcht und Liebe zu ihnen aufblicken, das ist ein Glück, dem wir nur ein Glück an die Seite zu setzen wissen, das nämlich, eins dieser Zwölfe zu sein.

Sollte aber irgend jemand die Zahl Zwölf in diesem Falle etwas zu hoch gegriffen erscheinen, dem können wir nur raten, sich das Beispiel des deutschen Grafen Babo von Avenberg, vor Augen zu halten, dem eine viel größere Anzahl von Kindern nur eben genug erschien. Als nämlich Kaiser Konrad II. im Jahre 1029 zu Regensburg Hof hielt, ließ er seine Vasallen rings umher samt ihren Söhnen zu sich entbieten. Schon hatten ihm die meisten ihre Huldigung dargebracht, als ihm Graf Babo mit einer Schar von 32 wohlgerüsteten Rittern gemeldet wurde. Da der Kaiser den Rittern aber verboten hatte, fremdes Gefolge mitzubringen, rief er dem Grafen unwillig entgegen: „Achtest du so mein Gebot? Wer sind die Ritter, die du mit dir bringst?“

Graf Babo aber verbogte sich tief und sprach: „Gnädiger Herr und Kaiser, das sind meine Söhne. Es sind ihrer nur 32, doch habe ich zu Hause noch acht Töchter.“

Darob verwunderte sich der Kaiser sehr, wie es in der alten Chronik heißt, wozu er, wie es uns dünken will, auch einigen Grund hatte. Noch mehr als der Kaiser aber müßten wir uns verwundern, sollte sich nach Vorführung dieses erhebenden Beispiels noch irgend jemand finden, dem zwölf Kinder viel oder gar zu viel vorkämen.

Eine Wanderung durch die Budapester Landesausstellung.

II. * Keramik, Glaswerk, Kunstblumen, Seiden- und Bienezucht etc.

Ungarische Majolika beginnt auch im Auslande gewürdigt zu werden. Die edle Eleganz ihrer Formen, sowie die Originalität und Mannigfaltigkeit ihrer Verzierungen, die kunstvoll in das Material eingebrannt werden und sich reliefartig von dem gelblichen oder bläulichen Fond abheben, gewinnt diesen schönen Produkten einer noch jungen, aber schon kraft-

vollen Industrie immer zahlreichere Anhänger. Die Majolika-fabrikanten Ungarns sind Bahnbrecher auf dem Felde des ungarischen Stils. Sie waren die ersten, die denselben zur Geltung brachten und nationale Motive verwerteten. Anfangs imitierten sie die originellen Formen primitiver Töpferarbeiten verschiedener Distrikte, sowie uralte Gefäße, die im Besitze unserer alten Familien sind. Auf diese Formen übertrugen sie dann Dessins, die sie größtenteils altungarischen Stickerien entnommen hatten. So entstand dieser Industriezweig, der in den Fabriken von Ignaz Fischer in Budapest und von Wilhelm Holnay in Fünfkirchen am großartigsten betrieben wird. Überraschend schön und mannigfaltig sind die Vasen, Schläuche, Krüge und Dekorationsgeschüßeln, die, sämtlich volkstümlichen Formen nachgebildet, die herrlichsten bunten ungarischen Motive: stilisierte Tulpen, Vögel, geometrische Figuren, graziose Arabesken etc. aufweisen. Einige dieser dickbauchigen und kurzhaftigen oder schlanen, edelgeformten Gefäße sind ganz auf Goldgrund koloriert; andere gelblich oder rosa emailliert und ohne alles Dessin gleichsam mit Goldstaub bestreut. Dazwischen prangen edelschöne Möbeleinsätze, die alte Eisenbearbeitung imitieren, sowie reich in Bronze montierte Stieh- und Hängelampen, auf denen nationale Motive sehr solid, bloß in zwei Farben (meist rot oder blau auf gelblichem Fond) mit oder ohne Goldverzierungen angebracht sind. Auch mannigfaltige Kaffee- und Thee-, sowie gediegene Tafel-service werden in dieser Majolika hergestellt, die weit dauerhafter ist als gewöhnliches Porzellan. Die Fabrik der Gerbrüder Lang in Barosöd produziert dieselben Formen und Verzierungen mit großem Geschmac, jedoch aus billigerem Material und ohne die reiche Goldverzierungen, die die ersteren so überaus prächtig erscheinen läßt. Viele finden diese Art matter Majolika sitgerechter, auch eignet sich dieselbe, vermöge ihrer größeren Einfachheit, besser zu Tafelservices, Waschtischgeräten etc. Erwähnt sei noch die Ausstellung der Herender Porzellanfabrik, die in alter Sevre- und Meißner Imitation Vorzügliches leistet. Dieselbe Fabrik hat auch wunderschönes durchbrochenes Porzellan ausgestellt, das sich wie feenhaft zarte Spitzenarbeit ausnimmt.

Die interessanteste Kollektion ungarischer Glaswaren ist diejenige der Budapester Firma Heinrich Giergl. Der junge Leiter dieser ausgedehnten Fabrik hatte die gute Idee, nationale Motive auch zur Verzierungen von Glaswerk zu verwenden und seine Versuche wurden mit großem Erfolg gekrönt. Die reichen Service auf glänzendem dünnen Glas, in das mattfarbige, goldverzierte oder in Schwarz und Gold gehaltene stilisierte Tulpenmuster erst graviert, dann eingebrannt werden, sodaß sie sich reliefartig abheben, sind von unendlich elegantem, prächtigem Effekt. Auch Bier-, Liqueur- und Champagner-service weisen ähnliche Dekorationen auf, und außerdem nationale Formen, indem dieselben echt ungarischen Krügen und Schläuchen nachgebildet wurden. Von gediegener Eleganz sind die dünnen Glaservice mit emailliertem, reliefartig angebrachtem Point-Spitzendessin, sowie die wertvollen Service, die Wappen und Muster in äußerst feiner und stilvoller Handgravierung zeigen.

Unsere Ausstellung wäre keine charakteristisch ungarische, wenn sie weniger blendende Pracht an Schmuck und Juwelen entfaltete würde. In den Kollektionen unserer Juweliers wetteifert der strahlende Glanz haßelnußgroßer Diamanten mit dem seltsam chameleonartigen Schimmer der Opale. Der Opal, dieser magyrische Stein par excellence, ist durch riesengroße Exemplare vertreten und kommt namentlich auf dem herrlichen Schmucke zur Geltung, den die Stadt Budapest der Kronprinzessin Stephanie anlässlich ihrer Vermählung zum Geschenke machte. Der Schmuck, den die Frau Kronprinzessin gütig zur Ausstellung überließ, ist in altungarischem Stil mit reizend ausgeführten, reich emaillierten Figuren und wunderschöner Opalverzierungen ausgeführt.

Ganz besondere Beachtung verdienen unsere Kunstblumen. Paris kann kaum Schöneres aufweisen als das halbverwelkte Feldblumenbouquet, das Prinzessin Luise von Koburg gekauft hat, oder der Strauß herrlicher Rosen, auf denen sich schillernde Kolibris wiegen, und der für Carmen Sylva, die geistreiche Dichterin, gefertigt wurde, welche die Krone von Rumänien auf dem Haupte trägt. Auch Federn werden in unseren Kunstblumenfabriken in den zartesten wie in den lebhaftesten Farben sehr schön fabriziert.

Über ungarische Seiden- und Bienezucht ließe sich je eine reichhaltige Brochure schreiben. Unsere Frauen befassten sich mit Vorliebe namentlich mit exakter und die landwirtschaftliche Ausstellung wimmelt von Privatausstellerinnen. Besonders interessant ist die Kollektion der Witwe Stefan von Bezevsky, einer sehr hochgestellten, reichen Dame, die auf ihrem Landstutze viele hundert Hände mit Seidenzucht beschäftigt. Die geklärten und getupften foulardartigen Seidenstoffe, die aus dieser Privatfabrik hervorgehen, sind recht hübsch und von unverwüßlicher Dauerhaftigkeit.

Auf dem Felde der Bienezucht hat namentlich der Landtagsabgeordnete und Abt Benedikt Göndöcs sich große Verdienste erworben. Seine ausgestellten Blumen und Fruchthonige, sowie sein Honigwein und Essig sind durchweg ausgezeichnet; auch hat er bemerkenswerte Erfindungen gemacht auf dem Gebiete der Honig- und Wachsproduktion. So eine Wachs- presse; eine Holzmaschine zum Bleichen des Waxes; verschiedene Bienenkörbe, teils aus Binsengeflecht, teils aus Holz, die sämtlich ausgestellt sind und von Fachkundigen sehr zweckmäßig befunden wurden.

In demselben Pavillon finden wir reichhaltige Kollektionen gedorrter Früchte, unter denen diejenige des Grafen Attems aus Graz besondere Beachtung verdient. Die Grazer Fabrik desselben produziert alle Arten gedorrter Gemüse und Früchte, die erst in Wasser geweicht und dann gedünstet so frisch und köstlich munden, als hätte man sie denselben Tag gepflückt.

Erwähnt sei noch der Pavillon der Centralmilchhalle, den unsere Hausfrauen reich besichtigt haben und der sich großen Zuspruchs erfreut. Wir sind aber auch reich an zweckmäßigen Vorkehrungen und Maschinen zur Erlangung der Milch, sowie zur Bereitung der verschiedenartigen köstlichen ungarischen Käseorten.

Ein Schlußartikel wird folgen.

Janka Wohl.

* Die Verfasserin beabsichtigt, eine Sammlung der Plaudereien aus der Kinderwelt unter obigem Titel in Buchform gegen Ende dieses Jahres herauszugeben.

* Artikel I. s. Seite 288.



Aus dem alten Märchenbuche. Nach dem Gemälde von Antonio Rotta.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.)

Brendamour

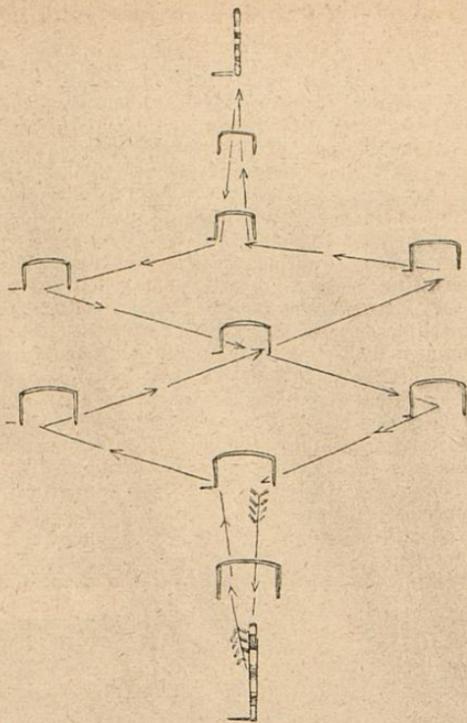
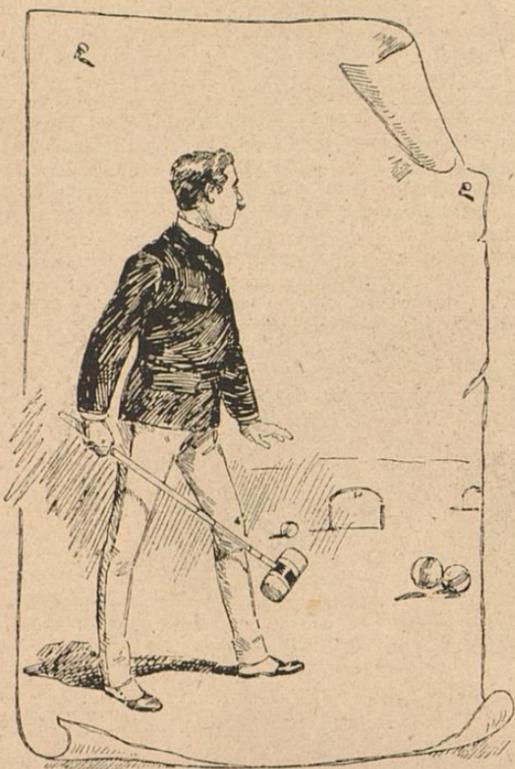
Englische Rasenballspiele.

Von Ottomar Beta.

Mit Originalzeichnungen von Gustav Brandt.

II. Croquet.

Nachdem wir also das Cricketspiel kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben,* gehen wir nunmehr zum Croquet über. Dieses auch bei uns so wohlwollend aufgenommene Spiel hat eine wissenschaftliche Seite und ist schon vielfach wegen der dabei nötigen Treffsicherheit und der Berechnung halber, mit welcher durch den einen — mittels eines quereartigen Hammers getriebenen — Ball der andere in eine bestimmte Richtung zu



eigenen Ball durch eine Reihe von aufgestellten Thoren zu treiben, den Gegner aber daran zu hindern, daß er uns auf diesem Wege nach, geschweige denn zuvorkomme. Da man nun des Gegners Ball diesseit eines zu passierenden Thores kippen und wippen, dann das Thor passieren und denselben (oder einen anderen) feindlichen Ball abermals kippen und wippen kann (u. s. f.), so ist es ersichtlich, daß im richtigen Treiben, Schneiden und Nachlaufen lassen der eigentliche Witz des Croquetspiels beruht. Was aber auf dem Gebiete der Ko-ketterie oder des „Kirtling“ dabei noch abfällt, darf uns in unserem wissenschaftlichen Ernste nicht irritieren. Thatsache ist indes, daß diese minder streng-sportliche Seite des Croquet wohl die Hauptursache seiner großen Beliebtheit war. Auch ist es für größere Gartengesellschaften, wo die ersten Bekanntschaften sich anbahnen, noch heute in England in ausgedehnterem Betriebe geblieben. Dagegen hat sich für den intimen Kreis der Familie und für den besonderen Zweck, zarten Schößlingen zu einer konstanteren Beschaffenheit zu verhelfen, das Lawn-Tennis neuerdings als noch geeigneter bewährt, ebenso wie es von dem Körper auch eine wohlthuerende und energiereichere Bethätigung fordert als das Croquetspiel.

Über das Lawn-Tennis demnächst.
Zum Croquetspiel, welches auch Thorballspiel heißt, gehören in erster Linie die Thore, um den Weg zu bezeichnen, welchen die Bälle zu verfolgen haben, und welche in verschiedener oder auch beliebiger Weise aufgestellt werden. Meist geschieht dies im Halbbogen, auch in der Form einer Acht, eines Adlers, des Andreaskreuzes oder endlich eines Viererecks,

und Reiz; sie nehmen deshalb Thore von nur 10 cm Weite, die den Durchmesser der Bälle selbst nur um ein Weniges übertreffen. Die „Pfoften“ sind zwei 3—4 cm dicke und 50 cm aus dem Boden hervorstehende Pfähle, von denen der eine das „Schlagmal“, der andere das „Rehmal“ heißt. Beide haben acht Farbenringe in folgender Reihenfolge von oben nach unten: blau, rot, schwarz, gelb, braun, orange, grün, violett. Die Bälle, acht an der Zahl, werden aus Buchsbaum oder Birkenholz gefertigt und haben 9—10 cm im Durchmesser. Sie sind je 4 gleichfarbig, und zwar blau und hellrot bemalt und erhalten außerdem die Farbenringe, welche denen des Pfoftens entsprechen, so daß jeder Mitspielende seinen Ball erkennt und die Reihenfolge, in welcher er ans Spiel kommt, vom Pfoften ablesen kann. Von den blauen Bällen erhält der eine einen schwarzen, der andere einen braunen und der letzte einen grünen Ring; dem entsprechend wird die rote



bringen ist, mit dem Namen „Rasen-Billard“ belegt worden. Es giebt dabei, wie beim feineren Billard, tiefe, hohe, kurze und lange Stöße, hier also Schläge, ebenso Schneider und Nachläufer resp. Zurückzieher. Ein mittelst des Queues oder Hammers hoch getroffener Ball läuft dem Ball, auf den er getrieben wurde, nach; tief getroffen bleibt er nach der Begegnung mit einem zweiten Ball stehen, schief auslaufend setzt er seinen eigenen Lauf seitlich oder schräg fort und teilt auch dem anderen Ball eine schräge Richtung mit. Die Theorie des Billards ist also beim Croquetspiel gewissermaßen eine Voraussetzung, wie auch wir diese Voraussetzung bei unserer Darstellung machen, die nur mit den spezifischen Eigentümlichkeiten dieses Spiels und seinen Sondergesetzen sich beschäftigt.

Zwei technische Eigenheiten bei der Praxis des Rasenbillards sind das „Kippen und Wippen“. Das Kippen besteht darin, daß man den eignen Ball in der Weise vorwärts treibt, daß er den Ball eines Gegners in eine für sein weiteres Fortkommen auf einem durch Thore vorgeschriebenen Wege unvorteilhafte Position bringt. Durch diese Operation erhält man zugleich das Recht zu einem weiteren Schläge, bleibt also am Spiel. Und zwar muß man nun den „gekipperten“ Ball zuvörderst auch „wippen“. Um dies auszuführen, legt man den eigenen Ball neben den gekippten, setzt den Fuß auf den eigenen Ball (nach neuerem englischen Wus ist letzteres nicht mehr üblich) und schlägt nun mit dem Hammer gegen den eigenen Ball in der Weise, daß der Schlag sich auf den feindlichen Ball überträgt und diesen abermals in eine für die Gegenpartei noch unvorteilhaftere, für den eignen Ball später abermals benutzbare Position bringt.

Beim Croquet kommt es nämlich darauf an, seinen



der sogenannten Alt-Englandsform. Die Thore sind aus Stabeisen rechtwinklig, auch rund gebogen, und haben unten zugespitzte Schenkel von etwa 40 cm Länge. Die beiden Schenkel werden ca. 15 cm tief in den Boden getrieben, so daß sie als ca. 25 cm hohe Thore hervorstehen. Geschickteren Spielern gewährt ein Thor von dieser Weite zu wenig Schwierigkeiten

Partei gekennzeichnet. Die Schlägel, gleichfalls acht an der Zahl, haben die Gestalt eines langgestielten Hammers. Der walzenförmige Kopf ist von verschiedener Länge, und zwar pflegen bessere Spieler einen längeren Kopf vorzuziehen, weil er dem Schläge eine größere Kraft und Sicherheit des Zielens verleiht. Farbige, kleine Metallzwingen (Reiter) dienen dazu, diejenigen Thore zu bezeichnen, welche der gleichfarbige Ball zuletzt passiert hat. Jeder Spieler bringt zum ersten Schläge seinen Ball etwa einen halben Meter vom Schlagmal entfernt auf den Boden und treibt ihn mit einem härteren Schläge durch das erste und womöglich auch sofort durch das zweite Thor. Er bleibt nun so lange am Schläge, als er ordnungsmäßig seinen Ball durchs nächste Thor treibt oder einen anderen Ball „kippt“ und „wippt“. Hat er auf diese Weise der Reihe nach die Hälfte der Thore passiert, so muß er mit seinem Ball das „Rehmal“ berühren und sich dann durch die andere Hälfte der Thore „nach Hause“ begeben. Berührt er jetzt mit seinem Balle das „Schlagmal“, so ist er „tot“. So lange aber die übrigen Bälle der eigenen Partei noch nicht nach Hause gekommen sind, vermeidet er das Schlagmal zu treffen; vielmehr geht er nach Passieren des letzten Thores mit seinem Ball hinter dem Schlagmal herum und ist nun ein „Räuber“. Als solcher steht er der eigenen Partei, so oft er „dran“ ist, mit Kippen und Wippen feindlicher Bälle bei, ohne seinen Ball durch irgend ein Thor treiben zu müssen. Erst wenn sämtliche Bälle der eigenen Partei glücklich alle das Thor passiert haben, bringt der Räuber seinen Ball durch Berührung mit dem Schlagmal ebenfalls „außer Spiel“, und diejenige Partei, welche zuerst alle ihre Bälle außer Spiel setzt, also „tot“ gemacht hat, ist Siegerin.

* Artikel I. Das Cricket siehe Seite 267.

Theater und Musik.

Das „Deutsche Theater“ in Berlin steht am Schlusse seiner zweiten Winter-Campagne. Es ist ihm und seinen Leistungen gelungen, das hervorragendste Interesse des kunstverständigen Berliner Publikums zu fesseln, den großen Strom der Fremden zu seinen Vorstellungen hinzuleiten. Und nichts anderem verdankt das Theater diesen glänzenden Erfolg, als dem eifrigen Bestreben, die Hauptwerke der klassischen Litteratur möglichst vollendet zur Darstellung zu bringen. Berlin hat sich ja zuvor mit ziemlich mittelmäßigen Aufführungen der Dramen von Schiller, Shakspeare, Goethe, Lessing begnügen müssen. Milder, mäßig begabte Darsteller waren und blieben im festen Besitze wesentlicher Rollen; frisches, junges Blut, das mit Begeisterung sich der großen Aufgaben angenommen hatte, mußte sich mit Nebenrollen begnügen, selbst große Talente, wie z. B. Fräulein Schwarz, sind dem Publikum jahrelang ziemlich unbekannt geblieben. Die Klassikervorstellungen litten alle an Temperamentlosigkeit und Langweiligkeit. Das wurde im Deutschen Theater sofort anders: Carlos und Kabale und Liebe, Romeo und andere Dramen höherer Ordnung empfingen durch die Darstellung, in der heißes Blut und Leben pulsierte, den Reiz von Novitäten, wurden zu Zugstücken. Damit hatte das Theater sich gleich im ersten Jahre ein Prestige geschaffen, das nun über diesen Winter hinaus vorgehalten und durch Aufführungen wie Richard III. noch gesteigert wurde. Nicht alles gelang freilich durchaus, aber auch dem minder Guten fehlte es nicht an jenem Reize. Die Aufführung einzelner Klassikerdramen ist von der Kritik mit starkem und berechtigtem Einwande aufgenommen worden, zumeist die des Fiesco, dem Kaiser sich in keiner Weise gewachsen zeigte, so daß man zu einer Neubesezung der Titelrolle greifen mußte. Aber dennoch verlor das Publikum den Glauben nicht, füllte selbst da nach wie vor das Haus. Im vergangenen Winter hatte man durch den „Richter von Salamea“ den Berlinern ein interessantes, für sie neues Stück und damit einen großen Genuß geboten, diesmal brachte die scheidende Saison Kleists „Prinzen von Homburg“, der auch fast als eine Ausgrabung betrachtet werden kann, so lange ist er vom königlichen Repertoire verschwunden gewesen. Die Aufführung mußte alle zufriedenstellen, die in Mainz nun einmal einen Künstler ohne Fehl sehen. Er war in der That vortrefflich, doch überzeugt man sich mehr und mehr, daß dieses jugendliche Genie es liebt, vorzugsweise eine ganz bestimmte Seite des Charakters auf Kosten der übrigen zu betonen.

Doch wir dürfen bei einem allgemeinen Rückblick auf die Saison uns nicht bei Einzelheiten aufhalten. Was außer der liebevollen Inscenierung klassischer Stücke, außer dem Vorführen halbvergessener oder gänzlich ungelannter Dramen die feiner organisierten, geschmackvollen Kunstfreunde ferner an diese Bühne gefesselt, das ist das vortreffliche Zusammenspiel, der frische, fröhliche Fluß der Darstellung. Das hebt selbst den Eindruck jener ephemeren Darbietungen, die keinen andern Zweck haben, als schnell einige Duzendmale die Häuser zu füllen und dann anderen Platz zu machen. Vielleicht haben diese an sich wertlosen Stücke das Repertoire zu stark beherrscht; aber ihre Schuldigkeit haben sie gethan, „Frau Suttner“, wie „Die Welt, in der man sich langweilt“, „Der Weg zum Herzen“, wie Islands abgetragene „Hagestolzen“. Nur mit Scribe und den neueren, nicht neuesten, Franzosen wollte es nicht glücken, da war aller Liebe Mühe umsonst; sie sind sehr bald wieder verschwinden, während jene anderen noch immer zwischen den Klassikern abwechselnd eingeschoben werden. — Von dem rastlosen Eifer, mit welchem das junge Institut seinen Zielen nachgestrebt hat, legt der Repertoire-Uberblick der nunmehr beendeten Saison übrigens am besten Zeugnis ab. Gingen doch allein 23 Stücke neu in Scene, darunter an Novitäten 4 den Abend füllende, 3 einaktige und ein zweiaktiges Stück. Unter denselben wurde „Die Welt, in der man sich langweilt“ 36 Mal, „Der Weg zum Herzen“ 25 Mal und „Die große Glocke“ 31 Mal, „Don Carlos“ gar 50 Mal wiederholt. Von den zur Aufführung gekommenen klassischen Stücken erreichten die meisten Wiederholungen: Prinz Friedrich von Homburg, „Romeo“, „Wilhelm Tell“, „Richard III.“ und „Fiesco“, „Hamlet“ und „Der Richter von Salamea“ wurden je 9 Mal, „Die Räuber“ und „Emilia Galotti“ je 4 Mal, „König Lear“, „Kabale und Liebe“ und „Viel Lärm um Nichts“ je 2 Mal gegeben. Von anderen Stücken erreichten die höchste Zahl der Wiederholungen der Reihe nach: „Die Neuwahlten“, „Der Proberpfeil“, „Der Hüttenbesitzer“, „Flatterjucht“, die drei Heyseschen Einakter, und „Die Hagestolzen“. Im Ganzen wurden an 301 Abenden 41 verschiedene Stücke aufgeführt.

Ziehen wir hiernach die Summe unserer Betrachtungen, so müssen wir uns freuen, daß das Deutsche Theater auch in dem zweiten Winter seines Bestehens in so reichem Maße zur dramatischen Kunstpflege in der Hauptstadt des Reiches viel beigetragen, uns manchen hohen Genuß bereitet hat. Nach zweimonatlicher Ruhepause wird das Theater am 1. September wieder eröffnet werden.

Gustav v. Moser tritt mit drei Novitäten in die Winteraison ein, Lustspielen mit Charakterrollen. Er will keine Schwänke und Poffen mehr schreiben. Das eine Stück heißt „Lug und Trug“ und ist bereits fertig. Es ist nach dem Polnischen des Grafen Fredro gearbeitet. An dem zweiten schafft der produktive Theaterschriftsteller, trotz der Hitze, täglich; sein Titel ist „Der Bureautrat“. Das dritte endlich, dessen Ausarbeitung der Verfasser sich für die Hundstage vorbehalten hatte, soll den vorläufig nichts verrathenden Namen „Alfred“ bekommen.

Madame Nilsson hat vor dem Tribunal erster Instanz des Pariser Civilgerichts ihren Prozeß gegen ihre Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen, sämtlich sogenannte Erben des verstorbenen Gemahls dieser Sängerin (August Rouzard), gewonnen und sind die Verurtheilten zur Rückstattung von 207 761 Francs samt Zinsen, welche die Diva ihrem verstorbenen Gemahl in besseren Zeiten geliehen hatte, verpflichtet.

Fräulein Alexandrine Matton vom Landestheater in Graz soll in der ersten Hälfte des September als „Räthchen von Heilbrunn“, als „Rosamunde“ (Kossmüller und Fink) und vielleicht auch als „Emilia Galotti“ im königlichen Schauspielhause in Berlin auftreten. Es handelt sich um ein beabsichtigtes Engagement.

Aufzucht von Luxusfischen in der Häuslichkeit.

Von Dr. Karl Ruf.

Welch' eigentümlicher Reiz für jeden Naturliebhaber liegt darin, junges Tierleben gewissermaßen willkürlich hervorzurufen, d. h. also zu züchten. Mit welcher Spannung wird der Nestbau eines Vogelpärchens, das Gelege, das Ersehen und Heranwachsen der jungen Vögel verfolgt! In dieser Freude an der Entwicklung des Lebens liegt die Liebhaberei für die Stubenvogelzucht begründet, die sich seit etwa zwei Jahrzehnten bei uns in Deutschland verbreitet hat. Mit nicht geringerem Eifer wendet sich in neuester Zeit solche Liebhaberei auch anderen Gebieten zu. Da sieht man neben der Kanarienvogel-Hecke, dem Pärchen Wellensittiche und mancherlei Prachtfinken in der Häuslichkeit nun auch Aquarien, Terrarien und allerlei andere Vivarien eingerichtet, alle vorzugsweise für die Zwecke der Züchtung. Und dringen wir tiefer ein in dieses Tierleben, so thut sich vor den Blicken des Liebhabers eine ganz neue Welt auf. Er scheint es nicht förmlich wunderbar, wenn in kleinen, fast kostenlos hergerichteten Aquarien vor uns zierliche und anmutige Fische und Amphibien, in geradezu mühelos gehaltenen Terrarien Reptilien oder auch die verschiedensten Kerbtiere, wie z. B. fremdländische Seidenspinner, sich entwickeln?

Den ebenso schönen als eigenartig interessanten chinesischen Großflosser, auch Makropode oder Paradiesfisch genannt, welchen ich gegenwärtig bereits in der dritten und vierten Generation mit Erfolg züchte, kann man in kleinen Becken von etwa einem Kubikfuß Wasserinhalt gut zur Fortpflanzung bringen, wenn man nur die Vorzüge beachtet, das Wasser mit schwimmenden und wurzelnden Pflanzen reichlich zu besetzen und dann im Laufe des Sommers gar nicht zu wechseln. Dieser Fisch ist aber um deswillen so leicht in jeder Häuslichkeit zu züchten, weil er ein Nest herstellt und gleichsam wie ein Vogel vor unseren Augen nistet. Dies ist nur noch mit wenigen anderen Fischen der Fall, und gerade wie in der gefiederten Welt die fremdländischen Vögel, vornehmlich Prachtfinken und Webervögel, willig und eifrig ihr Familienleben innerhalb unsrer Häuslichkeit entfalten, während die nächstverwandten einheimischen Finken nur unter besonders günstigen Verhältnissen zur erfolgreichen Brut kommen, so erweist sich auch der dem Großflosser am nächsten stehende einheimische Stöckling als einer der am allererschwerigsten in der Stube zu haltenden Fische. Nur ein einziges Mal ist es mir geglückt, den Stöckling zur Errichtung eines vollständigen Nestes und zur glücklichen Entwicklung seiner Brut kommen zu sehen, als ich nämlich ein Pärchen ganz allein Jahr und Tag in einem geräumigen Aquarium mit Lüftungsvorrichtung gehalten hatte. Anders dagegen der chinesische Großflosser, denn derselbe ist schon seit undenklicher Zeit in der Gefangenschaft gezüchtet worden. Wer ein Aquarium, je größer desto besser, recht hübsch und geschmackvoll eingerichtet, mit reichlichem Pflanzenwuchs aus dem nächsten Teich oder Sumpf (doch vorher sorgfältig in reinem Wasser abgewaschen) oder auch mit schönen fremdländischen Gewächsen besetzt, an einem möglichst sonnigen Platz aufstellt, ein paar kräftige Makropoden hineinbringt und darin den Sommer hindurch bei einfachster Fütterung, teils mit Ameisenpuppen, Weiswurm und geschabtem Fleisch, teils mit Futtertieren aus dem nächsten Sumpf, hält, wird im Herbst die große Freude haben, eine beträchtliche Anzahl junger, allerliebster Fische vor sich zu sehen.

Die Züchtung der anderen Luxus- und Liebhabereifische ist allerdings ungleich schwieriger; aber auch in betreff ihrer weiß ich Rathschläge zu geben, welche Erfolge in Aussicht stellen. Der Liebhaber richte sich einige flache Aquarien mit sehr reichlichem Pflanzenwuchs ein, stelle dieselben an einen Ort, wo sie so viel Sonne als irgend möglich bekommen und beschaffe sich nun von den verschiedenen Arten und Spielarten der Karpensfische, vom gemeinen Goldfisch bis zum Teleskopfisch, dem Schleierschwanz u. a. m. Laich, d. h. also gesunde entwicklungsfähige Eier. Diese Fischeier, welche heutzutage unter Beachtung erforderlicher Vorsicht und mit aller möglichen Begünstigung seitens der Postbehörde auf weite Entfernungen hin verfrachtet werden, bringt man in die betreffenden Aquarien, die natürlich je der Eigenart der Fische entsprechend eingerichtet sein müssen, und man wird dann unschwer den schönen Erfolg der Züchtung erreichen. Insbesondere lassen sich so alle Fischarten erziehen, welche sich im stehenden Wasser entwickeln; aber auch solche, die fließendes Wasser haben müssen, kann man zur besten Entwicklung bringen, indem man sich mit Hilfe der Wasserleitung ein Aquarium mit Springbrunnen oder wohl gar mit Durchfluß einrichtet, auch kann man derartige Aquarien vermittelst einer Zimmerfontaine in mannigfaltiger Weise herstellen. Nähere Anleitung für derartige Anlagen in der Häuslichkeit gewährt die von mir herausgegebene „Fis“, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien, und zum Bezug der Fische sowohl als auch des Laichs, wie fremdländischer und einheimischer Wasserpflanzen, nebst allen Ausstattungsgegenständen der Aquarien, schwimmende Inseln, Wasserpflanzen-Gefäße, Tuffsteinfelsen u. a. m., sind folgende Geschäfte zu empfehlen: H. F. G. Umlauff-Hamburg, Wilhelm Meyer-Regensburg, Anton Mulser-Bozen (Tirol), Apotheker Max Kruegel-Dtterberg (Rheinpfalz), M. Siebened-Mannheim, S. Daimler-Berlin und die Luxusfischzuchterei von F. Matthe-Lichterfelde bei Berlin.

Kleines Auskunftsbureau des „Bazar“.

Fräulein A. U. in B. Sie baten um Angabe eines Stellenvermittlungsbureaus für Erzieherinnen und Gesellschafterinnen in Frankreich und Rußland, vergaßen aber dabei zu bemerken, ob die betreffende Dame sich von Deutschland aus brieflich dorthin wenden, oder persönlich in eines der beiden Länder überfliegen und sich an Ort und Stelle der Vermittlung eines solchen Bureaus bedienen wolle. Ist letzteres der Fall, so liegt die Sache für Frankreich, speziell Paris, nicht sonderlich günstig, „Heimatshäuser“ nach Art der englischen Homes, die mit dem Pensionat fast durchweg eine Stellenvermittlung verbinden, giebt es in Paris leider noch nicht; doch würde sich in einem der für Damen empfehlenswerten Pensionate am ehesten Gelegenheit zur Erlangung einer Stelle ergeben. Zunächst am Pensionat

selbst: Damen von besonderer musikalischer Begabung, die überdies auf einem Berliner Konservatorium ausgebildet sind und ein Certificat darüber besitzen, finden im Hause leicht Stellung als Musiklehrerin; doch trägt dieselbe selten mehr als freie Wohnung und Kost — für täglich zu gebende bestimmte Stunden ein. Solcher empfehlenswerter Pensionate giebt es namentlich drei: 1. Mme. Edwards, 330 rue St. Jacques, près de Luxembourg, Paris. Pension monatlich 150 Frs., incl. der Berechtigung, den öffentlichen Vorlesungen im Collège français beizuwohnen. 2. Mme. Boulard, 44 rue Richer, Paris. Monatspension gleichfalls 150 Frs. 3. Mme. Scapré, rue d'Arc de Triomphe, Paris. Wochenpension 40 Frs., Monatsp. 150 Frs. — Billiger ist 4. das Pensionat der Mme. Déghiol, Courbevoie 52 rue de Colombes, Paris. Monatspension 80—100 Fr. — Me. Déghiol ist den Erzieherinnen gern behilflich, Stellung zu suchen.

Zu schriftlichen Erkundigungen von Deutschland aus über Stellenvermittlung ist zu empfehlen die Agentin Mme. Goemans, 31 rue des Ecuries d'Artois, Paris.

Für stellenjüngende Erzieherinnen, die nach Rußland gehen wollen, bieten sich in St. Petersburg zwei empfehlenswerte Homes dar: das deutsche Home, an welches die Damen sich von Deutschland aus unter folgender Adresse zu wenden haben: A la Direction de l'Asile pour les gouvernantes à St. Petersburgs Нoррoвaя No. 15b, 57 (Porgowaia). Das Bureau dieses Hauses vermittelt gern Engagements; ebenso aus christlicher Milde Frau Pastor Nölting im Kirchenhause der St. Annenkirche und Herr Pastor Dalton an der reformierten Kirche an der Moika. — Stellenjüngende Damen, die bereits in Petersburg anwesend sind, können im deutschen Home für wöchentliche Zahlung eines sehr geringen Preises Wohnung, Kost und Beheizung haben.

Das zweite treffliche Home ist das der Philanthropischen Gesellschaft. Auf Empfehlungsschreiben finden die Damen hier Wohnung (ein Zimmer für 4—8 Rubel monatlich d. i. 8 Mk. 40 Pf. bis 16 Mk. 80 Pf.); muß sich aber selbst beköstigen, z. B. in der Anstaltsküche sich selbst ihr Essen bereiten oder am Tisch der Vorsteherin teilnehmen, wofür täglich etwa 60 Pfennig (= 30 Kopcken) zu zahlen sind. — Die Adresse des Homes der Philanthropischen Gesellschaft ist folgende: „A Madame la Supérieure de la Société Philanthropique, На Фонтанка, домъ No. 7, Петербурга.“

Frau Sanitätsrätin F. in U. — Warum es in England von Jahr zu Jahr weniger Stellen und von Jahr zu Jahr mehr stellenlose Gouvernanten giebt, und ob für diesen Uebelstand nicht vor der nächsten Zeit eine Besserung zu erhoffen sei? Eine Besserung wohl, aber freilich nicht in Ihrem Sinne, gnädige Frau! Es wird nämlich — und in nicht zu ferner Zukunft — die Zeit kommen, wo die Engländerinnen ebensowenig deutsche Erzieherinnen brauchen werden, wie wir englische; wo also die beflagenswerte Auswanderung deutscher Mädchen in „das englische Land“ völlig aufhören wird! Der Grund liegt in dem totalen Umschwunge, in dem sich seit einem Jahrzehnt etwa das bis dahin außerordentlich schlechte öffentliche Schulwesen in England befindet. Die englische Familie, auch die weniger bemittelte, war geradzu gezwungen, Erziehung und Unterricht ihrer Töchter deutschen Gouvernanten zu übertragen, da einerseits sehr wenig englische Lehrerinnen sich mit den deutschen an Kenntnissen und Vortrefflichkeit zu messen vermochten, andererseits die Töchterschulen in England so tief standen, daß man billig Bedenken tragen mußte, die Töchter dorthin zu geben. Seit man nun angefangen hat, die sogenannten Highschools, d. h. höhere Töchterschulen in deutschem Sinne, überall einzurichten, hat sich das total geändert. Der bessere Unterricht, die sorgfältige Erziehung und Bildung, welche die Institute den englischen Mädchen gewähren, bestimmen jetzt die Familien in großer Menge, ihre deutschen Erzieherinnen zu entlassen und die billigeren, völlig genügende Highschool für ihre Kinder in Anspruch zu nehmen. Aus den höheren Klassen dieser Highschools gehen aber seit etwa 8—10 Jahren so wohl ausgebildete Mädchen hervor, daß sie den Unterricht in englischen Familien, welche die Privat-erziehung trotz alledem vorziehen, mit guter Aussicht auf Erfolg übernehmen können — eine Thatsache, die selbstredend die Zahl der „Stellen für deutsche Gouvernanten“ wieder um ein sehr Beträchtliches verringert. — Rechnen Sie zu allen diesen Gründen für Reduzierung deutscher Erzieherinnenstellen noch den, daß der Wohlstand Englands stark im Sinken begriffen ist; daß namentlich der Kanabel von seinem früheren Reichtum sehr viel eingebüßt hat und jede Gelegenheit zum Sparen begierig ergreift; daß endlich erfahrungsgemäß in solchen Kalamitäten immer zunächst bei den „teuren Lehrern und Lehrerinnen“ die Einschränkung ihren Anfang nimmt, so werden Sie die von Ihnen beflagte Erscheinung erklärlich und erklärt finden, mit uns aber auch die Wahrscheinlichkeit erkennen, daß die Auswanderung unserer Töchter über den Kanal binnen wenigen Jahren wohl ganz aufhören werde.

Reiselitteratur.

Wir haben, obwohl die Saison bereits erheblich vorgeschritten ist, noch einige Reisebücher zu empfehlen, die manchen Touristen, zumal denjenigen, die erst im August und September aufbrechen wollen oder können, nicht nur noch rechtzeitig, sondern auch hocherwünscht kommen dürften. Sie verdienen aber unsere wärmste Empfehlung durch gewissenhafte Arbeit im Dienste des reisenden Publikums, praktische Einrichtung, besonnene Klassifikation der Sehenswürdigkeiten, vereinfachtes Routensystem und absolute Zuverlässigkeit ihrer Angaben! Diese Vorzüge eignen in erster Linie der eben erschienenen 5. Ausgabe von M. Koch v. Berncks Schweiz, Chamounix, Veltlin, italienischen Seen und Mailand, sowie Eingangsrouten aus Deutschland und Österreich. Nach Berlepschs Tode völlig umgearbeitet und vermehrt (Zürich, Karl Schmidt). Pr. geb. Mk. 6. — Es ist ein in jeder Beziehung musterhafter Reiseführer und erspart dem Touristen viel Zeit, Unannehmlichkeit und Geld.

Höchst wertvoll für die das Innere von Westtirol Bereisenden erweist sich ferner der von Nepomuk Zwick, einem renommierten und sehr erfahrenen Mitgliede der Schweizer Alpenklubs, ausgearbeitete „Führer durch die Ötztal-Alpen und das Gebiet zwischen Oberinntal, Vintchgau und Brennerbahn.“ Mit Anhang, die Arlbergbahn, enthaltend. (Gera, Leipzig, Wien, Berl. v. Amthor.) Das Sachkenntnis und touristische Erfahrung, Interesse an der Gegend und Teilnahme für den unerfahrenen Reisenden überhaupt leisten konnten, ist hier gethan.

Gleichen Wert darf der in 4. Aufl. vorliegende „Führer durch die Dolomiten“ von Julius Meurer (Präsident des österreichischen Alpenklubs) (Gera, Leipzig, Wien, Berl. v. Amthor) beanspruchen. Es ist eine außerordentlich sachkundige und geschickte Umarbeitung des bekannten Paul Ed. Kurz'schen Führers und kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen, da Kurz längst vergriffen ist, neuesten Anforderungen überdies keineswegs mehr entsprach.

Die neue Wasserleitung.



So jetzt bin i eben doch froh, daß i die Wasserleitung hab einrichten lassen, es ist halt doch a große Bequemlichkeit.



So jetzt woll' mr a mol sehen.



— so böß is g'scheid, daß der Hausherr die Wasserleitung hat einrichten lassen, jetzt braucht ma si nimmer so z'schinden bis ma



a Wasser herbringt.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. August.

Fig. 1. Morgentaillette. Der 225 Cent. weite Rock aus rotem Baumwollen-Satin ist am unteren Rande mit einer 15 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur und oberhalb derselben mit einem 4 1/2 Meter weiten, 77 Cent. hohen, in der Weise der Abbildung in Falten geordneten Volant von gleichem Satin ausgestattet; letzterer ist mit 5 Cent. breitem geklöppelten Einsatz und 16 Cent. breiter gleicher Spitze verziert. Die Jacke aus Satin ist mit einem Futter von gleichem Stoff versehen, mit einem 150 Cent. weiten in Falten geordneten Schoßteil verbunden und am unteren Rande mit einer 13 Cent. hohen Frisur von Satin begrenzt. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.) Geklöppelte Spitze von 16 Cent. Breite, sowie 5 Cent. breiter gleicher, mit Berücksichtigung der Abbildung angebrachter Einsatz garnieren die Jacke, deren Vordertheile aus Futterstoff



1.

mit Knöpfen und Knopflöchern zum Schließen versehen sind. Vorn am Halsauschnitt und an den Seitenteilen sind Enden von 6 Cent. breitem Atlasband befestigt, welche in Schleifen geschlungen werden. Hut aus Florentiner Strohgeflecht mit Satin und Atlasband garniert.

Fig. 2. Promenadenkleid. Der Rock aus Satin ist am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten Frisur von gleichem Stoff garniert und oberhalb derselben mit einem hohen Volant von geklöppelter Lamaspitze überdeckt. Die Tunika und die Taille hat man aus durchbrochener Stamine gefertigt, und ersiere in der Weise der Abbildung in Falten geordnet. (Siehe die nebenstehende Abb. 2.) Die Taille, deren lose Vordertheile reversartig umgelegt sind, ist mit einem blusenartigen Einsatz von Lamaspitze verbunden, mit einem Stechtragen von gleicher Spitze ausgestattet und mit Armlevers und Schleifen von Sammetband verziert. Die Garnitur des Hutes aus Lamaspitze bildet ein Tuff von grünen Blättern, in welchem Schlingen und Enden von Sammetband befestigt sind.

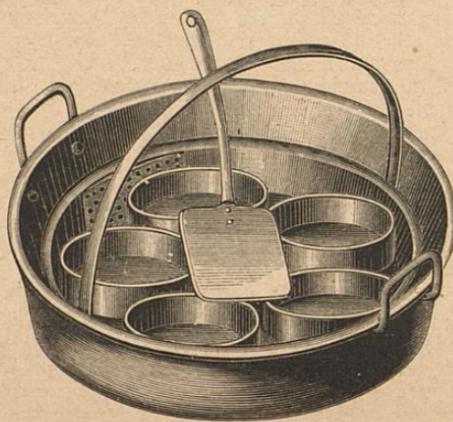


2.

Wirtschaftsplaudereien.

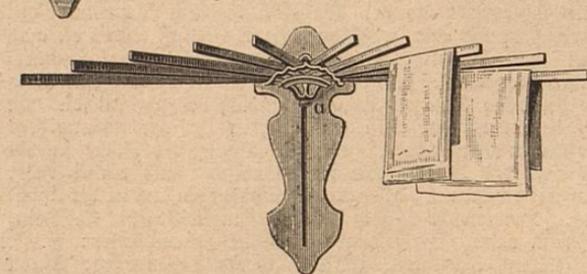
Adams' amerikanischer Eierkocher, die Erfindung einer New-Yorker Hausfrau, ist eine empfehlenswerte Neuheit. Die nach dieser Vorschrift zu bereiten Eier sind im Geschmack bei weitem zarter und delikater, sowie für den Genuß einladender und bequemer, als die auf gewöhnlichem Wege bereiteten. Die in Adams' Pfanne gekochten Eier sind vollständig wasserfrei und alle zu gleicher

Zeit trocken; sie kommen ohne Schale und zwar pflaumenweich zur Tafel und machen den Eierbecher vollständig entbehrlich. Adams' Eierkocher besteht aus einer verzinnnten Pfanne, nebst einem mit Gentel versehenen Einsatz aus gleichem Metall, dessen Wandung zum Teil durchsiebt ist. Am Boden dieses Einsatzes befindet sich eine Anzahl von blechernen herausnehmbaren Ringen, welche dem darin bereiteten Ei eine runde Form geben. Bei Benutzung der Pfanne füllt man dieselbe bis etwa 1 Cent. über den Einsatz mit kochendem



Wasser und stellt sie sodann auf den Herd. Die Eier werden nunmehr einzeln in je einen Ring eingeschlagen und bleiben sodann 7 bis 8 Minuten auf dem Feuer. Wenn dies geschehen, sind die Eier pflaumenweich gekocht und man nimmt dieselben mittelst des beigegebenen Spatels heraus um sie auf den Teller zu legen, nachdem man zuvor den Einsatz aus der Pfanne herausgehoben hat und das Wasser durch die durchsiebte Wand abgelassen ist. Diese Pfannen werden für eine beliebige Anzahl von Eiern hergestellt; man kann natürlich in jeder derselben auch weniger Eier bereiten, als Ringe darin vorhanden sind, indem man nach Belieben die letzteren leer läßt. Adams' Eierkocher wird in 4 Größen zu 4, 5, 6 und 8 Eiern (zum Preise von 5,50, 6, 6,50 und 7 Mark) hergestellt.

Amerikanischer Wäschetrodner. Der neue sehr zweckmäßig und solide gebaute Wäschetrodnerapparat nimmt einen ungewöhnlich kleinen Raum ein und kann trotzdem für eine große Anzahl von Wäschestücken benutzt werden. Derselbe empfiehlt sich besonders für Kinderwäsche und findet in jeder Zimmercke seinen Platz, er nimmt einen Raum von ca. 23 Cent. Breite, sowie eine ganze Höhe von ca. 79 Cent. in Anspruch und wird an der Wand befestigt. Vermittels des Griffes a schiebt man die Stäbe nach oben, wenn der Apparat benutzt werden soll; wie Skizze II zeigt, gewinnt man hierdurch 10 Stäbe zur Aufnahme der Wäsche, deren jeder eine Länge von ca. 60 Cent. hat, während nach der



Benutzung durch Herunterziehen des Griffes A die Stäbe in ihre frühere Lage kommen, und der Apparat alsdann der Skizze I entspricht. Der Preis dieses nützlichen Gerätes stellt sich auf 6 Mark pro Stück.

Bum Raten für Alt und Jung.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 50.

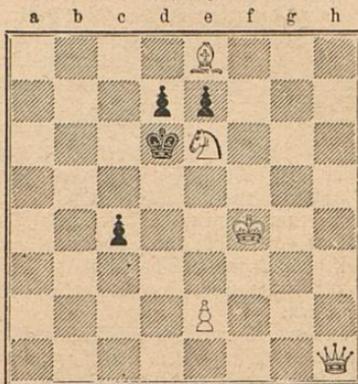
Zwei Handwerksburschen finden auf der Landstraße drei Fäßchen, das eine mit 8 Liter, das zweite mit 5 Liter, das dritte mit 3 Liter bezeichnet. Bei näherer Untersuchung finden sie, daß die zwei kleineren Fäßchen leer sind, das größere aber mit Branntwein gefüllt ist. Sie beschließen sofort, brüderlich zu teilen, doch wie dies bewerkstelligen? Mit Hilfe der zwei leeren Fäßchen und nach mehrfachen Hin- und Herfüllen gelingt es ihnen wirklich, für jeden genau 4 Liter abzutheilen. Wie war dies möglich? —rd.

Schach.

Aufgabe Nr. 158.

Von L. Sprega. Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 156 Seite 272.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Weiß.

- 1. ...
- 2. D b 3 — c 2 †
- 3. D e 2 — d 2 matt.

Schwarz.

- K d 4 n. d. 3.
- K d 3 — d 4.

B.

g 7 zieht.

- K d 4 n. d. 3.

Rätsel.

- 1. 2. 3. Wo nur hindringt der menschlichen Stimme Hall, Die ersten drei findest du überall.
- 4. 5. Das nächste Pärchen trägt Lasten fort, Dem Vornehmen dienet es zum Sport.
- 6. 7. Das folgende schläft im funkelnden Erz Und steigt mit dem Blut dir ins pochende Herz.
- 8. Die achte hat die Erde umwoben Und Kugeln werden aus ihr gehoben.
- 9. 10. 11. Champagner und Frohsinn, Contre und Wein Wollen im letzten Trio genossen sein. Das Ganze ein Bund, des Teilnehmer seit Jahren So gut stets wie seine Kunden gefahren. D. J.

Auflösung des magischen Buchstabenquadrats Seite 271.

H	A	S	E
A	d	a	m*
S	a	l	m
E	m	m	a

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 48, Seite 271.

Die Dame war im Jahre 1858 geboren und daher gerade 22 Jahre alt. Die Entfernung des Jahres 1858 bis 1880 beträgt 22. Die Summe der Ziffern der Zahl 1858 ist ebenfalls 22.

Auflösung des Nebus Seite 292. Refuzinsanz. — Ein kleiner Wilsfang.

Auflösung des Citatenrätsels Seite 271. „Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 51.

7	3	2
6	1	5
4	8	9

Obige Zahlen sind in die 9 Fächer so zu verteilen, daß die Addition jeder der 3 Reihen von oben nach unten, jeder der 3 Reihen von rechts nach links und jede der 2 Reihen überecks 15 ergibt. 8 verschiedene Lösungen sind beizubringen. —rd.

Wir bitten dringend, alle auf den Inhalt dieses Blattes bezüglichen Sendungen und Zuschriften ohne Angabe eines Personen-Namens zu adressieren an die

≡ Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W. ≡

— Für unverlangte oder persönlich adressierte Sendungen oder Zuschriften übernehmen wir keinerlei Gewähr.

Die Redaktion des „Bazar“.

Bezugsquelle

für den „Amerikanischen Eierkocher“ und den „Wäschetrodner“: E. Cohn, Berlin, Leipzigerstr. 88.